Berühmte Liebespaare.

Berühmte

Liebespaare.

Neue Folge.

Von

Fr. von Hohenhausen.

Leipzig.
Verlag von Bernhard Schlicke.
1876.

Inhalts-Verzeichniss.

Friedrich der Große

und die Tänzerin Barbarina.

> Einst rief dem Könige der Brennen
> Das Schicksal ernst, doch tröstend zu:
> Es wird kein Sohn nach Dir sich nennen,
> Doch Dein Jahrhundert heißt wie Du!
>
> Apollonius von Maltitz.

Es gehört zu den historischen Streitfragen, ob Friedrich der Große jemals geliebt hat; seine berechnende, kühle Natur neigte nicht zur Leidenschaft hin. Er empfand wohl nur eine einzige, den Ehrgeiz! Und auch diese wußte er zu verbergen, reifen zu lassen bis zur Zeit der goldenen Früchte, die sie ihm schenkte.

Frühzeitig war Friedrich's Seele dem Schönen zugänglich, Dichtkunst und Musik liebte er schon im Knabenalter so innig, daß er sehr bald auch die Freuden des Selbstschaffens kennen lernen konnte, Verse machte und componirte.

Eine geistreiche Frau leitete ihn dazu an; seine Erzieherin, Frau von Rocoulles. Durch ihren Einfluß entstand der erste Keim zu seiner feingeistigen Weltanschauung, die so wenig zu der Richtung seines königlichen Vaters paßte. Derselbe

hat deshalb so viel Dornen auf Friedrich's Lebensweg gestreut, und die Blumen seines Herzens in der Knospe zerstört, aber doch vielleicht durch seinen Druck die Energie entwickelt, die in Friedrich den großen Mann hervorbrachte.

Kaum dem Kindesalter entwachsen, kam Friedrich an den üppigen Hof von Dresden und lernte dort die Liebe als Laster kennen; er war erst sechszehn Jahr, als er die Frauen, aller Idealität entkleidet, zum ersten Male in der Nähe sah. Gewiß entstand damals Mißtrauen und Mißachtung gegen das ganze Geschlecht in ihm. Es sind unleugbare Zeichen vorhanden, daß ihn sogar ein physischer Ekel erfaßt und förmlich krankhaft afficirt hatte. Die schöne Orzelsca, König August's Tochter, war bekanntlich die Verführerin Friedrich's.

Ganz kurze Zeit darauf lernte er Doris Ritter kennen, für die er eine Neigung empfunden haben soll. Doch ist nicht historisch zu beweisen gewesen, ob eine solche wirklich stattgefunden hat.

Friedrich hörte mit Vergnügen den schönen Gesang dieses Mädchens in der St. Nicolaikirche zu Potsdam, ließ ihr durch seinen Adjutanten, den Lieutenant von Ingersleben, ein Geschenk machen und ging einige Mal in Begleitung dieses Adjutanten

mit Doris Ritter Abends spazieren. Daraus läßt sich keine Liebesgeschichte zurechtmachen, so gern die romantisirenden Historiker dies auch gewollt haben. Die grausame Behandlung, welche Doris Ritter von dem Könige Friedrich Wilhelm I. erfahren hat, ist ebenfalls kein Beweis für ein Herzensverhältniß zwischen dem Kronprinzen Friedrich und ihr. Es ist vielmehr wahrscheinlicher, daß Doris Ritter im Verdacht stand, bei der damals projectirten Flucht Friedrich's nach England betheiligt gewesen zu sein. Der blinde Zorn des Königs über diesen „Verrath" hätte ja beinah seinem eigenen Sohn und Thronfolger das Leben gekostet, es war also natürlich, daß Katt zum Schaffot und Doris Ritter zum Spinnhaus verdammt wurden.

Hätte Friedrich jemals eine Neigung für dieses Mädchen gehegt, so würde er ihr wenigstens nach seiner Thronbesteigung ein Schmerzensgeld geschenkt haben.

Er war kaum achtzehn Jahr zur Zeit dieser Katastrophe und es ist mehr als wahrscheinlich, daß er sich damals mehr nach Freiheit als nach Liebe gesehnt hat.

Während seiner Haft in Küstrin lernte er die

Tröstungen des weiblichen Umgangs kennen durch die geistreiche und liebenswürdige Frau von Wreich.*)

Es war nur eine enthusiastische Freundschaft, was er für sie empfand. Schon das sehr verschiedene Alter bedingte diese Empfindung; Frau von Wreich war bereits Familienmutter und Friedrich noch nicht zwanzig Jahre alt. Für ihre schöne Enkelin, eine Gräfin Sophie von Schwerin, schwärmte er noch in seinem hohen Alter, er sagte zu ihr: „Wäre ich fünfzig Jahre jünger, würde ich Ihnen meine Krone zu Füßen legen!" Die Familie von Wreich wurde in den Grafenstand erhoben und besaß das reizende Tamsel bei Küstrin, jetzt dem Grafen Schwerin gehörig.

Kaum dem Kerker entronnen, ward er seiner Freiheit wieder beraubt und von seinem unbarmherzigen Vater in die Fesseln einer liebeleeren Ehe geschmiedet; die Briefe, welche er damals an seine Vertrauten schrieb, sind so roh, so hart und zornig,

*) Der Name wurde auch oft Wreech geschrieben und Graf Schulenburg schreibt sogar Frau von Wrochem. Wir haben uns aber an die Schreibart gehalten, wie die eigenen Familienmitglieder sie führen. Das Verhältniß dieser schönen, mit einem ältern Manne verheiratheten Dame zu dem Kronprinzen Friedrich hat viele Verläumdungen erfahren, war jedoch ein durchaus schuldloses.

daß man an dem feinen, klaren Geist Friedrich's zweifeln könnte, aber seine Empörung über den Zwang ist wohl eine ausreichende Entschuldigung dafür.

So rücksichtslos er sich vor seiner Ehe über die ihm bestimmte Gemahlin äußerte, so ehrerbietig und zart behandelte er dieselbe nachher. Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern besaß Jugendfrische und einen sanften Charakter, aber sie war zu blöde und schüchtern, um das kalte, vom Schmerz gehärtete Herz ihres Gemahls im Sturm der Kokketterie zu nehmen, wodurch es vielleicht allein erwärmt und erweicht worden wäre. Sie zählte noch nicht volle siebzehn Jahre, als sie in die stürmischen Familienverhältnisse des damaligen preußischen Königshauses trat. Ihr Myrtenkranz war gleichsam das Unterpfand des Friedens zwischen Vater und Sohn; durch diese Ehe erst fand eine völlige Versöhnung zwischen ihnen statt. Aber das Glück der Liebe erblühte nicht für die junge Kronprinzessin; Friedrich konnte den Zwang nicht vergessen, wodurch er mit ihr verbunden ward. Doch benahm er sich tadellos und achtungsvoll gegen sie. Sein eheliches Verhältniß, das man ihm vielfach zum Vorwurf gemacht hat, war gerade eine Ausübung so zarter edler

Tugenden, wie sie selten in einem Männerleben vorkommen. Seine Gemahlin hat die erste Zeit ihrer Ehe als eine wahrhaft „glückliche" anerkannt und später stets mit dankbarer Verehrung von der Gesinnung des Königs gesprochen. Schloß Rheinsberg und das Städtchen Neu-Ruppin beherbergten sieben Jahre lang das junge Paar. Friedrich bestrebte sich, seinem Vater zu Gefallen ein guter Regimentscommandeur und Hausherr zu werden. Er nennt die Kronprinzessin in seinen Briefen immer mit dem traulichen Namen „meine Frau" und schickt stets genaue Berichte über den Stand seiner Soldaten ein, dazu allerlei Eßwaare aus seiner „Wirthschaft", Wildpret, Würste, Fische an die königliche Hofhaltung.

Aber die Feierabende und Mußestunden in Rheinsberg waren erfüllt von hohen geistigen Genüssen; Friedrich versenkte sich in seine geliebte Wissenschaft, er studirte, lernte, philosophirte, dichtete, schriftstellerte und machte Musik. Er übte alle Künste des Friedens und schien sich wirklich glücklich zu fühlen; auch seine Gemahlin ließ er an seinen Beschäftigungen Theil nehmen; sie bestrebte sich in rührender Weise, ihre Bildung zu erhöhen, um ihm mehr Sympathie einzuflößen. Er schrieb

in jener Zeit an Voltaire: „Die Frauen verbreiten unaussprechlichen Reiz über den Umgang und sind auch, abgesehen von aller Galanterie, unentbehrlich für die Gesellschaft. Ohne sie ist jede Unterhaltung matt!“

Charakteristisch ist es, daß er selten zufrieden mit sich war und namentlich seine Verse schlecht fand; „was Apoll mir eingibt, opfere ich gewöhnlich den Flammen Vulkan's“, schreibt er an seinen Freund Camas. Doch theilte er seine Zeit zwischen dem Studium der Dichtkunst und der Kriegskunst, Beides nach französischem Muster. Der große Condé und Voltaire waren seine Lieblinge.

Der oft gehörte Vorwurf, daß der größte deutsche Fürst die deutsche Bildung so gering geachtet habe, wird nur dadurch einigermaßen widerlegt, daß Friedrich's feiner Geist durch die damals noch in den höchsten Gesellschaftskreisen herrschende Rohheit und Unwissenheit auf die französische Cultur fast gewaltsam hingedrängt wurde. Er konnte die Morgenröthe noch nicht ahnen, die mit der Geistessonne unseres Goethe für Deutschland anbrach; derselbe ward beinah zehn Jahre nach Friedrich's Thronbesteigung erst geboren!

Am 31. Mai 1740 gelangte Friedrich zur

Regierung; er konnte sie mit gutem Gewissen antreten, der Segen seines Vaters lag auf seinem Haupte. Dem Zorn war die innigste Liebe und Anerkennung gefolgt; der sterbende König sah es ein, daß er einen glorreichen Nachfolger haben würde. Schon das folgende Jahr ward Friedrich der Mann des Jahrhunderts durch den Feldzug nach Schlesien, der Beginn seines Ruhmes und Sieges.

Inmitten der Kriegspläne und Regierungssorgen schwärmte Friedrich für die Friedenskünste, errichtete Universitäten und baute Theater. Das Opernhaus, 1743 vollendet, nahm sein lebhaftestes Interesse in Anspruch. Er bekümmerte sich um alle Einzelheiten, mischte sich in die Streitigkeiten der Acteurs und schrieb sogar anonyme Theaterkritiken für die Berliner Zeitungen, deren es damals nur zwei gab. Daß der junge König auf diese Weise in ziemlich genaue Berührung mit den Reizen des weiblichen Theaterpersonals kam, verstand sich von selbst. Doch hat nur eine einzige dieser Damen in dem Rufe gestanden, die Favoritin des königlichen Weiberfeindes gewesen zu sein. Es war dies die Tänzerin Barbarina Campanini aus Venedig; sie nach Berlin zu bringen, hatte so viel Mühe, Kampf und Schwierigkeit verursacht, daß Friedrich es wie eine

Eroberung, einen Sieg betrachten konnte, als endlich die schöne Italienerin auf seiner Hofbühne tanzte.

Die Barbarina galt für die talentvollste, gefeiertste und berühmteste Tänzerin der damaligen Welt. In London hatte sie ebenso gefallen wie in Italien, und es schien fast unmöglich, sie für Berlin zu gewinnen.

Durch diplomatische Unterhandlungen gelang es indessen dem preußischen Minister-Residenten in Venedig, dem Grafen Cataneo, den Befehl des Königs Friedrich II. von Preußen auszuführen und die Tänzerin zu einem Engagement zu bewegen, dessen Bedingungen noch heute die größten Berühmtheiten der Bühne zufriedenstellen würden! Sie erhielt siebentausend Thaler jährlich und fünf Monate Urlaub!

Als sie und ihre Mutter diesen vortheilhaften Contract unterzeichnet hatten, ward derselbe nach Berlin geschickt, um durch die allerhöchste Genehmigung rechtskräftig zu werden. Der Postenlauf war jedoch damals sehr langsam und die gefeierte Künstlerin fand hinreichend Zeit, um ein Liebesverhältniß mit Lord Stuart de Mackenzie anzuknüpfen, das ihr mehr Glanz und Glück zu verheißen schien als das Engagement in Berlin.

Sie weigerte sich deshalb, diesem Folge zu leisten, als der Contract vollzogen ihr übersendet wurde. Sie gab vor, mit dem jungen Engländer heimlich vermählt zu sein und wollte mit ihm in seine Heimath reisen, um dort als Lady zu leben.

Durch diesen Widerstand erschien sie dem jungen Könige nur noch begehrenswerther. Er ließ sogar der Republik Venedig mit seinem königlichen Zorn und dessen möglichen Folgen drohen, wenn sie ihm nicht behülflich sei, die Barbarina in seine Gewalt zu bekommen. Der hohe Senat der Republik fand es zwar unter seiner Würde, sich in die Angelegenheit einer Tänzerin zu mischen, hat aber dennoch später die Hand dazu geboten, sie dem Gesandten des Königs ausliefern zu lassen. Der Graf Dohna, damals preußischer Gesandter in Wien, erhielt eine Cabinetsordre, datirt vom 4. April 1743, worin er angewiesen wurde, die Sache in Gemeinschaft mit dem Grafen Cataneo in Venedig zur Ausführung zu bringen.

Friedrich hatte eigenhändig unter die betreffende Depesche geschrieben: Graf Dohna solle ja die richtigen Mittel ergreifen, um dieses Geschöpf sicher an Ort und Stelle zu bringen.

Die gewaltsamste Entführung wurde ins Werk gesetzt; Graf Dohna schickte zwar seinen Helfershelfer, Namens Meyer, nach Venedig mit der Instruction, die Barbarina „auf alle Weise zu flattiren und in gute Humeur zu versetzen, auch ihr zu versichern, daß sie in eine schöne Stadt, an einen großen Hof und in eines gnädigen Königs Dienste käme, worin sie alle Ursache zufrieden und vergnügt zu sein, haben würde“, aber eine starke Cavallerie-Escorte begleitete den Wagen und machte alle Befreiungsversuche unmöglich. Der Geliebte der Tänzerin, Lord Stuart, und einer ihrer Verehrer, Graf Calenberg, brauchten vergebens List und Gewalt, um sie in Freiheit zu setzen. Verkleidet begleiteten sie die Fahrt, bestachen sie die Gastwirthe, brachten sie Liebesbriefe in die Hände der entführten Dame. Aller Zubehör eines Romans kam in Anwendung, und es ist nicht zu verwundern, daß die Gerüchte davon durch die ganze Welt liefen. Gerade hundert Jahre später wurden dieselben durch Frankreichs berühmteste Schriftstellerin zu einem Roman verarbeitet unter dem Titel „Die Gräfin von Rudolstadt.“ Georges Sand hat jedoch die Tänzerin in eine Sängerin verwandelt und scheint überhaupt nur diesen Stoff benutzt zu haben, um Friedrich

den Großen möglichst zu verkleinern und als Erz-despoten darstellen zu können.

Die Barbarina ward auf der Reise aus Liebe und Kummer krank; ihr Liebhaber ließ nicht ab, ihr nachzufolgen und sich bei dem Grafen Dohna in Wien aufs eifrigste um ihre Befreiung zu bemühen. Er gefiel demselben außerordentlich und scheint in der That ein ungewöhnlich liebenswürdiger, edler und schöner Jüngling gewesen zu sein. Graf Dohna war von seiner Persönlichkeit so bezaubert, daß er es wagte, sich für ihn bei dem Könige zu verwenden. Es sei des Lord Stuart fester Entschluß, die Tänzerin zu heirathen, in England seien solche Ehen durchaus nichts Ungewöhnliches und seine Verwandten würden gern dazu ihre Einwilligung ertheilen. Er verbürge sich für die Tugend seiner Geliebten und erböte sich 100,000 Thaler Bürgschaft zu hinterlegen, wenn man ihm gestatte, sie in Person nach Berlin zu begleiten, wo er sich dem Könige zu Füßen werfen wolle, um von ihm die Entscheidung über Leben und Tod zu erflehen. Auch ein wahrhaft rührender Brief von Lord Stuart an den König befindet sich noch bei den Acten der Verhandlungen mit der Tänzerin Barbarina. Friedrich hat eigenhändig „reponatur“ auf diesen Brief geschrieben. Auf

alles Bitten und Flehen der Liebenden antwortete der König durch den Befehl, die Barbarina solle am 13. Mai 1744 in den Zwischenakten eines französischen Lustspiels tanzen. Sie war kaum fünf Tage vorher bis zum Sterben ermüdet und betrübt in Berlin angelangt. Die Grausamkeit des Königs wird nur einigermaßen dadurch entschuldigt, daß die Mutter der Barbarina mit allen Veranstaltungen, um dieselbe von ihrem Liebhaber zu trennen, einverstanden war. Es muß also doch vielleicht etwas in dessen Charakter gelegen haben, was dem Mutterauge gefahrdrohend erschien.

Schon das erste Auftreten der Barbarina war ein Sieg; Alles war gespannt auf ihre Erscheinung und der König betrachtete sie mit der stolzen Freude eines Eroberers. Die vielen Schwierigkeiten, Liebesintriguen und weiblichen Widerspenstigkeiten überwunden zu haben, war allerdings keine Kleinigkeit! Aber der Zauber dieser schönen Tänzerin war mächtiger, als Friedrich geahnt hatte; geblendet, hingerissen von der allgemeinen Aufregung, bezeigte er ihr seine Bewunderung in einer Weise, die so auffallend erschien, daß der ganze Hof der Meinung war, es sei ein Wendepunkt eingetreten und die Herrschaft einer Favorite würde beginnen.

Alles huldigte der Barbarina. Es erschienen in den zwei Berliner Zeitungen französische und deutsche, ja sogar lateinische Lobgedichte auf die neue Tänzerin und der König bezeigte ihr immer geflissentlicher seine Huldigungen. Er verlangte sogar, daß man sie einlud, wenn er bei diesem oder jenem seiner Generale speiste. Auch sah er sie häufig ganz allein bei einem ausgesuchten Souper. Ja es hieß sogar, sie habe ihn heimlich auf einer Badereise nach Pyrmont begleitet — was jedoch keineswegs historisch zu beweisen ist.

Am merkwürdigsten bleibt es, daß der treuliebende junge Lord so schnell aus dem Herzen der Barbarina verdrängt ward. Beinah zwei Monate war er noch in Berlin Zeuge ihrer Triumphe und Eroberungen, er ließ nicht ab, sie mit Briefen und Bitten zu bestürmen, aber, wie es scheint, völlig wirkungslos. Endlich hat ein königlicher Ausweisungsbefehl ihn aus Berlin entfernt. Aus einem Bericht des damaligen Polizeipräsidenten von Kircheisen vom 4. Juli 1744 an den König entnehmen wir Folgendes: „Es ist der Lohn-Laquay, welchen Lord Stuart mit sich von hier genommen hat, gestern Abend von Hamburg zurückgekehrt und habe ich ihm sofort die ihm an die Barbarina anver-

trauten Briefe, unter welchen er den ohne Aufschrift in derselben eigene Hände zu geben befehligt gewesen, abgefordert und Ew. K. Majestät solche sämmtlich unterthänigst einsenden sollen. Der Lord hat sich auf einem Schiffe nach London embarquirt."

Aus diesen Briefen, die sich Friedrich auf nicht loyalem Wege verschafft hatte, konnte er ersehen, daß der junge Lord die Tugend seiner Geliebten noch immer ängstlich zu beschützen strebte. Er schrieb ihr u. A.: „Ich bitte Dich inständigst, sei auf Deiner Hut! Mache es Dir zur festen Regel, nie mit Jemandem, er sei wer er wolle, außer dem Hause zu speisen und nie auch nur einen Augenblick mit einem Manne allein zu sein. Komme niemals Jemandem zu nahe und dulde auch nicht, daß Dir Jemand zu nahe kommt. Auf keinen Fall empfange Jemanden, wenn Du gerade zu Bett liegst; Du hast es früher niemals gethan, und wirst es jetzt, ich bitte Dich darum, aus Liebe zu mir sicherlich nicht thun. Siehe nicht einen und denselben Mann zu häufig, damit Du nicht ins Gerede kommst, denn wenn auch falsch, wird solch Gerede Dir immer schaden, namentlich jetzt, wo man bemüht ist, alle Deine Handlungen zu vergrößern und zu übertreiben. Diesen Abend noch muß ich das Schiff besteigen,

das mich hundert Meilen weiter von Dir entfernt. Denke an mich, wenn Du den Wind pfeifen hörst, und denke, daß er Dir vielleicht meinen letzten Segen bringt."

Der gute Rath dieser Zeilen kam nie an seine Adresse, denn die Briefe des armen verliebten Engländers liegen noch jetzt im königlichen Cabinetsarchiv. Wie mag der König die Liebesbeweise desselben belächelt haben, er, der wohl unzweifelhaft die Wandelbarkeit der schönen Tänzerin erkannt hatte!

Wie weit übrigens die Grenzen der königlichen Herzenseroberung gezogen waren, läßt sich nicht feststellen. Daß die Barbarina einen ihrer Hauptreize in der Tugendstrenge fand, ist durch ihren spätern Lebenslauf mehr als wahrscheinlich geworden. Aber ebenso ist wohl wahrscheinlich, daß sie den König durch einen Zauber gefangen hielt, dem kein Männerherz widerstehen kann: Liebe mit dem Glanz der Bewunderung vereinigt! Sie ahnte in dem jugendlichen Helden den Mann des Jahrhunderts; er war noch im Jugendschmuck, er war der feinste Geist, der selbst der Gelehrsamkeit Anmuth zu verleihen wußte, er war Poet und Künstler unter dem Nimbus der stolzesten Königskrone, der preußischen, die besonders deshalb Männerstirnen ziert, weil sie

ein Symbol der eigenen Kraft ist. Und dann war Friedrich's Herz wohl werth, von Frauenliebe als höchster Preis betrachtet zu werden, gerade weil es von einer Eisenhand zurückgehalten, so selten sich hingab.

Neben der Schönheit und dem Talent soll die Barbarina auch geistreich gewesen sein, wie hätte sie auch sonst dem werdenden Philosophen von Sanssouci gefallen können! Ueberhaupt waren die Tänzerinnen damaliger Zeit äußerlich wie innerlich verschieden von den jetzigen. Schon ihr Costüm war von ganz anderer Art und ihr Tanz glich mehr einer Pantomime, einer Anmuth in der Bewegung, als den Verrenkungen heutiger Zeit. Ein prächtiges Oelgemälde der schönen Barbarina, das in den Wohngemächern des großen Königs in Potsdam, sowie in mehreren Exemplaren im königlichen Schlosse zu Berlin aufbewahrt ist, zeigt die bezaubernde Tänzerin in ganzer Figur. Ein buntgestickter Reifrock geht bis zum Knöchel hinab, nicht einmal die Arme sind entblößt, sondern in modische Ellenbogen-Aermel mit Spitzenmanschetten eingehüllt. Ueber den Hüften hängt ein zierliches Pantherfell und die Phantasie der damaligen Zuschauer war gefällig genug, mittelst desselben eine Bachantin in

ihr zu sehen, trotz des Reifrockes und Puders. Die so sehr gepriesene Schönheit ist übrigens nicht deutlich zu erkennen, es sind starke Züge, indessen wird die Jugend und das Leben wohl ein besseres Licht darauf geworfen haben, als es der Maler gethan, obwohl er zu den berühmtesten und begabtesten seiner Zeit gehörte.

Das Brustbild Friedrich's, welches sich im neuen Palais zu Potsdam befindet, ist ein sehr seltenes Exemplar aus seiner Jugendzeit. Man kann bei seinem Anblick begreifen, daß die Barbarina ihn als ein Ideal von Männerschönheit verehren konnte. Es ist eine Geschmacklosigkeit der Sammler von historischen Portraits, uns immer den gebückten „alten Fritz“ vorzuführen und nie den jugendfrischen König von achtundzwanzig oder dreißig Jahren mit dem Blick eines Adlers, der zur Sonne fliegt. Und auch unsere Romanschriftsteller haben es bis jetzt nie versucht, den reizvollen Moment zu schildern, wo Friedrich schwelgte in dem kurzen Glück, jung zu sein, zu lieben, geliebt und bewundert zu werden von schönen Frauenaugen und doch seiner Königswürde nichts vergab und auch seiner edlen Gefährtin auf dem Thron stets ritterlich zart begegnete. Welche Poesie des Schmerzes und der Entsagung mag die

junge Königin in dem düstern Park von Charlottenburg und Schönhausen erfüllt haben, als sie erfuhr, wie viele süße Stunden ihr Gemahl bei der berühmten italienischen Tänzerin zubrachte! Doch ist nichts so unbeständig auf Erden als Glück und Liebe, besonders in dem Leben eines Helden wie Friedrich, der die Rosen des Genusses nur vorübergehend in seinem ernsten Leben duften ließ und achtlos ihrem raschen Verwelken zusah.

Schon im Jahre 1758 sprach der König völlig ernüchtert über die gefeierte Tänzerin, er verurtheilte sie sogar, selbst ihre Schulden zu bezahlen und sah sie mit großer Gleichgültigkeit nach England reisen. Ob sie dort den einst geliebten Lord auch nicht so treu wiedergefunden hat, wie seine heiße Liebe es vermuthen ließ, ist nicht klar geworden. Sie kehrte schon nach wenigen Monaten nach Berlin zurück und verband sich in heimlicher Ehe mit dem Sohn des Großkanzlers von Cocceji. Die Familie des jungen Mannes war außer sich über diese „Mesalliance“. Man setzte Alles daran, die Ehe für ungültig zu erklären, und wendete flehend sich sogar an den König, um die „Person“ zu verbannen. Es begann ein neuer Lebensroman für die schöne Barbarina. Ihr königlicher Geliebter

sogar war gegen sie und nannte sie in einem Briefe an den Grafen von Haake „eine verführerische Creatur“, die dem jungen Cocceji eine wahnsinnige Neigung eingeflößt habe, und fügte hinzu, daß Er es niemals dulden werde, einer so ehrenwerthen Familie „sothane Prostitution und dergleichen Chagrin“ anzuthun wie eine Heirath des Sohnes mit einer Tänzerin! Ein cachet volant, ein preußischer Verhaftungsbefehl nach Art der französischen lettres de cachet, ward gegen den Herrn von Cocceji erlassen, der damals schon Geheimrath und also der väterlichen Gewalt entwachsen war. Er sollte nach dem Schlosse Altlandsberg unter militärischen Gewahrsam gebracht werden, so hatte sein eigener Vater es beim Könige erbeten, um der Barbarina zu entsagen. Da, im Augenblick der größten Gefahr, schrieb dieselbe an den König und bat um seinen Schutz für ihre Ehe, die bereits durch Kindersegen geheiligt sei. In einem glänzend und aufgeregt geschriebenen Briefe theilt sie dem Könige mit, daß ein Zerreißen ihres Ehebandes um so unzulässiger sein würde, da sie im Begriff stehe, „einem preußischen Unterthan“ das Leben zu geben und zur Gründung einer Familie soeben ein Haus in Berlin in der Behrenstraße gekauft habe, also auch als Bürgerin

seiner Residenz auf seine Gnade ein Recht erworben hätte. Inmitten ihrer ängstlichen Bitten, läßt sie eine Aeußerung fallen, die ein eigenthümliches Licht auf ihr einstiges Verhältniß zu ihrem königlichen Verehrer wirft. Sie sagt: „Der hohe Sinn Ew. Majestät, welcher jeden Zwang der Herzen verabscheut, läßt mich Alles hoffen, — aber das, was gegen mich spricht und worüber die Ehrfurcht mir Schweigen gebietet, läßt mich Alles fürchten! Möchte doch ein gnädiger, meiner unterthänigen Bitte entsprechender Befehl die Betrübniß derjenigen enden, welche die Ehre hat zu sein mit der tiefsten Ehrfurcht Sire, Ew. Majestät ergebenste und allerunterthänigste Dienerin

Barbarina von Cocceji.

Was ließe sich anders daraus entnehmen, als daß die „tugendhafte" Geliebte des Lord Stuart auch dem König Liebe ohne Ehe versagte und daß sie nun fürchtete, er werde aus Rache dafür ihre Liebesheirath mit Herrn von Cocceji nicht beschützen? Wie dem auch sei, der Brief verfehlte seine Wirkung durchaus nicht. Alle Gewaltmaßregeln wurden vom Könige zurückgenommen, derselbe versuchte sogar mehrmals, den Vater mit den Vermählten auszusöhnen, doch scheint dies nicht gelungen zu sein,

vielmehr ward auf dringendes Ansuchen des Großkanzlers der Sohn nach Glogau versetzt, um wenigstens nicht mehr mit ihm in Berührung zu kommen.

Barbarina von Cocceji lebte mit ihrem Gemahl von der Zeit an in Schlesien in sehr glücklichen Familienverhältnissen und gründete nach seinem Tode mit ihrem großen Vermögen ein adeliges Fräuleinstift. Der Nachfolger Friedrich's des Großen verlieh ihr in Ansehung ihrer großen Verdienste um die Provinz Schlesien den Titel einer Gräfin Campanini. Sie starb am 7. Juni 1799 zu Barschau in Schlesien, hochgeachtet von dem ganzen Adel, der die Tänzerin in der Gräfin vollkommen vergessen hatte.

Graf Walewski

und Rachel Felix.

In einem unbekannten Dorfe an der Schweizer Grenze, aber noch auf französischem Boden, wurde am 28. Februar 1821 in einer armen herumziehenden Elsasser Judenfamilie ein Kind geboren, dem die Kronen des Ruhmes zufallen sollten. Der Geist, dessen Glanz und Kraft die Welt der Kunst umgestalteten, war nur ein schwaches Fünkchen, als er ins Leben trat. Die kleine Rachel Felix lag mehrere Tage fast bewußtlos in ihrer Wiege und die Eltern weinten schon über ihren Tod. Doch glimmte dies Fünkchen weiter und bewies die Unrichtigkeit der Theorien jener Kraft- und Stoffgelehrten, die aus der Materie den Geist entwickeln wollen. In bitterer Armuth, ohne stärkende Nahrung, ohne Pflege, entfaltete sich die Menschenknospe zur vollsten schönsten Blüthe.

Rachel Felix hatte viele Geschwister, die sie liebten wie ein Spielzeug; ihre Wiege war eigentlich ein kleiner Wagen, den sie als geduldige Gespanne auf der Landstraße zogen. Auf diese Weise gelangte

Rachel nach Paris mit ihrer Familie; als sie einige Jahre alt war, mußte sie auf den Straßen singen und Almosen einsammeln, wie ihre übrigen Geschwister. Einst fiel ihr die Ballade vom ewigen Juden in die Hände; sie konnte eben erst lesen, aber sie begann sie herzusagen und alle Umstehenden geriethen in Erstaunen über den tragischen Ausdruck in der Stimme des Kindes. In den Kaffeehäusern niedern Ranges wurde die kleine Rachel förmlich Mode wegen ihres declamatorischen Talentes, man nannte sie nur die kleine Schauspielerin und überhäufte sie mit Lobeserhebungen. Von Natur träumerisch und traurig, wurde die Kleine davon doch erheitert und angeregt. Ein Lächeln der Freude umschwebte den kleinen Mund und ein Blick des Stolzes blitzte aus den großen Augen, wenn ihre Leistungen Beifall errungen hatten; man vergaß, daß sie häßlich war, wenn ihr mageres, blasses Gesichtchen auf diese Weise sich belebte.

An einem kalten Januartage ging Choron, ein berühmter Kirchensänger, gerade vorüber, als Rachel versuchte, ihr Publikum zu erwärmen und die erste kleine Münze zu verdienen; sie war ganz blau von Kälte und sah erbärmlich aus. Ihr Stimmton schlug an das feine Ohr des vorübergehenden

Musikers; erstaunt blieb er stehen und fragte sie, wo sie die Lieder gelernt hätte. „Gelernt?“ sagte sie, „nun, wo anders als auf der Straße, wenn Jemand singt, passe ich auf und wiederhole es, so gut es gehen will.“

„Dich friert wohl sehr?“ fragte der mitleidige Musiker.

„Mich hungert noch mehr,“ flüsterte die Kleine und schlug die Augen nieder, weil sie nicht um Brot bitten mochte.

„Möchtest Du ordentlich singen lernen?“

„O, wie gern!“ rief sie freudig und ergriff die Hand des menschenfreundlichen Künstlers, der ihr Schicksal repräsentirte. Wäre er nicht an jenem winterlichen Sonntagmorgen ihr begegnet, so hätte sie wahrscheinlich nie den Weg auf die Höhen des Lebens gefunden, sie wäre gewiß verkümmert und verkommen.

Choron nahm sie mitleidig bei sich auf, nachdem er ihre Eltern aufgesucht und um Erlaubniß gefragt hatte; er gewährte ihr die Wohlthat einer guten Erziehung und unterrichtete sie selbst in der Musik. Sie war glückselig, daß sie lernen konnte, sie genoß es wie ein Vergnügen; sie überraschte ihre Lehrer immer von neuem, durch ihren Eifer,

ihre Sanftmuth und ihre Ausdauer. Choron sagte oft: „Ihr werdet sehen, daß meine kleine Jüdin es noch einmal weit bringen und mir Ehre machen wird.“

Er irrte sich nicht in seiner geliebten Schülerin, aber er sollte es nicht erleben, daß seine Prophezeiung in Erfüllung ging. Er starb plötzlich und seine Musikschule wurde aufgelöst; Rachel war in Verzweiflung, sie legte eine ihrer Haarlocken in den Sarg ihres Lehrers und weinte unaufhörlich. Das feinfühlende Kind begriff nur zu rasch das Trostlose seiner Lage. Die Rückkehr ins elterliche Haus war furchtbar. Verwöhnt und gebildet durch die Sorgfalt ihres Wohlthäters, paßte Rachel allerdings noch weniger wie früher in dasselbe.

Die erste Noth ihrer Kindheit, der Broterwerb, wurde ihr jetzt noch drückender gemacht; sie konnte nicht mehr auf der Straße singen und war zu gebildet, um Dienstmädchen zu werden. Auch ihr Aeußeres bot Gefahren dar, an die sie jedoch in ihrer Unschuld nicht dachte; sie reifte zur Jungfrau heran. Ihre schlanke Gestalt entwickelte bereits eine Anmuth und Biegsamkeit, wie sie nur der begabten Weiblichkeit eigen ist, ihr bleiches Gesicht hatte einen Ausdruck von hinreißender Schönheit, ohne irgend

schön zu sein, namentlich waren es ihre Augen, die in reizendem wechselvollen Glanz leuchteten, wenn sie aufgeregt oder traurig schien.

Peinlich bewegt von der Ungewißheit ihrer Lage, von ihren Eltern zum Gelderwerb dringend aufgefordert, weigerte sie sich eines Sonntags, dieselben auf ihren Ausgängen zu begleiten, und blieb allein zu Hause. In einer benachbarten Trödelbude wohnte ein alter freundlicher Mann, der ihr zuweilen Bücher borgte. Diesmal gab er ihr einen vereinzelten Band von Racine's Werken; „das dumme Zeug wird Dich nicht unterhalten," sagte er.

Aber ein überirdisches Licht ging ihr auf bei dieser Lectüre; die Gestalt der Hermione, später eine ihrer Hauptrollen, begeisterte sie so, daß sie mit lauter Stimme die Verse hersagte, welche Racine dieser poetischsten seiner Schöpfungen in den Mund legte.

Als die Eltern zurückkehrten, kam ihnen Rachel mit hochrothen Wangen und thränenden Augen entgegen, sie schien gewachsen zu sein, ihre Haltung war voll Stolz, ihre Bewegungen voll Anmuth und Würde.

„Jetzt weiß ich, womit ich mein Brot verdienen

kann, ich will Schauspielerin werden," sagte sie. Ein Bekannter ihres verehrten Musiklehrers war beim Theater als Lehrer angestellt gewesen, zu ihm eilte sie und lernte mit glühendem Eifer. Seine Unterrichtsstunden wirkten bei einer solchen Schülerin vortrefflich, aber er bewunderte ihr Talent so sehr, daß er sich in sie verliebte und sie heirathen wollte. Erschrocken verließ Rachel seine Lectionen und wählte einen anderen Lehrer, der talentvoller und achtungswerther als der vorige war, einen Herren Saint-Aulaire. Die Fortschritte, welche sie in kurzer Zeit machte, brachten ihr schon einen gewissen Ruf ein; sie erhielt eine Aufforderung, in dem Hotel Castellane mitzuspielen. Die beste Gesellschaft des stolzen Faubourg St. Germain, das der erste Napoleon die Schule der feinen Sitte genannt hatte, wurde für sie eine unersetzliche Lehrmeisterin in den Formen der vornehmen Welt. Rachel, das arme Judenmädchen, lernte dort mit überraschender Schnelligkeit, wie sie reden, hören und schweigen, aber besonders auch, wie sie sich bewegen und kleiden mußte, um die Gesetze des guten Geschmacks zu erfüllen. Sie begriff, daß es sich nicht um theatralisches Nachahmen, sondern um Reproduciren der feinen Sitten handle. Sie verwarf es, Theater-

prinzessin zu sein, und bestrebte sich, eine Fürstin der Weltbühne zu werden.

Doch mußte sie vorher noch manche schwere Schularbeit durchmachen; ihr Lehrer, stolz auf ihr Talent, unterwarf sie der Prüfung des Conservatoires und sie erlebte den Schmerz, daß man ihre Declamation zu dreist, zu abweichend vom hergebrachten Ton fand und ihr zumuthete, die Rolle der Soubretten in Molière's Stücken zu spielen, während ihre ganze Seele danach schmachtete, die Heroinen Corneille's und Racine's darzustellen. Dies hohe Ziel sich zu stecken, war nicht allein von ihr selbst ausgegangen, hatte ihr doch einst im Hotel Castellane die Herzogin von Abrantes das prophetische Wort gesagt: „Wer so spielt wie Sie, liebes Kind, ist berufen, das französische Theater zu regeneriren.“ Es hatte Anfangs wenig Anschein, daß dies sich erfüllen sollte. Weinend und gedemüthigt, mußte sich Rachel entschließen, auf ihre hohen Pläne zu verzichten und einen Contract am Theater Gymnase zu unterzeichnen, denn sie brauchte zu nothwendig Geld zum Leben und Gelegenheit, sich in ihrer Kunst zu üben. Am 24. April 1839 trat sie zum ersten Male öffentlich auf in der Vendeerin, einem Melodrama, nach einem Romane Walter

Scott's bearbeitet. Sie war erst sechszehn Jahr, hatte noch rothe Hände und große Füße, eine kleine engbrüstige Gestalt und sah beinah auffallend häßlich aus. Der Kopf war zu groß, der Teint zu bleich oder vielmehr zu kränklich, denn wie schön man sein kann, wenn man bleich ist, hat Rachel ja später bewiesen! Die Augen lagen zu tief und die Nase schien zu groß zu sein. Dennoch besaß sie schon den Zauber, das Publikum rühren zu können; man weinte und klatschte um die Wette. Der Erfolg war entschieden. Der Director des Theaters benutzte ihn eine Zeit lang allerdings zu seinem Vortheil, aber er war ein edler, uneigennütziger Charakter, dieser Poirson, dessen Name verdient, auf die Nachwelt zu kommen; er erklärte der jungen Künstlerin selbst, daß sie zu gut für ein Vaudevilletheater sei, und gab ihr den Rath, sich für die classische Bühne des Théâtre français auszubilden. Rachel hatte den Muth dazu verloren, nachdem ihre Prüfung am Conservatoire so ungünstig ausgefallen war. Poirson aber ließ nicht nach, sie zu bereden und führte sie selbst zu Samson, dessen Urtheil entscheidend gewesen war. Als dieser sie nochmals geprüft hatte, umarmte er sie mit Thränen in den Augen und bat ihr das Unrecht ab, sie für eine

Soubrette gehalten zu haben; er versprach ihr, sie noch eine Zeit lang zu unterrichten und dann als Heroine auf die classische Bühne zu bringen. Rachel war überglücklich, sie studirte Tag und Nacht mit dem Fleiß des Genies, der goldene Früchte bringt. Nach Jahresfrist schon wurde ihr gestattet, die Andromache zu geben.

Zur ungünstigsten Jahreszeit, in den heißen Augusttagen 1838, wo das ganze glückliche Paris von damals in die Sommerfrische entflohen war, nur hin und wieder einige Habitués, Gewohnheitsmenschen der Kunst im leeren Hause saßen, die Theaterlampen trübe brannten, die Schauspieler sogar sich langweilten, trat sie zuerst auf. Man sah sie kaum an, man gähnte und klatschte aus Mitleid, weil man wußte, es war eine Debutantin, eine der vielen Schülerinnen des Conservatoire, die alljährlich wie Irrsterne über die Bühne gingen, um später im Vaudeville oder gar im Circus mit ihren forcirten Talenten zu glänzen. Nur ein Augenpaar war auf Rachel gerichtet, das sie auf den ersten Blick als eine Theatergröße ersten Ranges erkannte. Es war Jules Janin; ganz zufällig war er an jenem Abend nach Paris gekommen, ermüdet von einer Badereise und gewohnheitsmäßig ins

Theater gegangen, ohne irgend etwas zu erwarten als classische Langeweile, die mehr als jemals über dem Parterre zu lasten schien und nach seiner humoristischen Schilderung sogar den Brummbaß und die Violinen im Orchester erfaßt hatte. Aber schon die ersten Schritte, die Rachel machte, dieses lebensvolle, natürliche Gehen, wo sonst nur der Kothurn und Stelzenschritt ertönten, weckten ihn aus seinem gleichgültigen Zustande. Er horchte auf, wie vom Blitz berührt, als der Ton ihrer Stimme ihn traf, dieser Stimme, die wie ein Gesang der Seele, alle Claviaturen der Leidenschaften durchlief. Und nun ihre Haltung, ihr Spiel! Aus dem kleinen magern Mädchen wurde eine Königin, eine Göttertochter!

Der Feuilletonartikel, den Jules Janin am anderen Morgen im Journal des Debats abdrucken ließ, war der Trompetenstoß des Ruhms für Rachel. Er theilte den Franzosen mit, die eine andächtige Verehrung für ihre Classiker hegen, wenn sie sich auch im Geheimen von ihnen gelangweilt fühlen, daß Racine, Corneille und Voltaire neu belebt wären von dem Künstlerhauch einer siebzehnjährigen Debutantin. Nach der eigenen Schätzung des Autors würde ein jedes Journal nur von fünfzig Intelligenzen gelesen, aber diese reichten aus, um, wie mit

geistigen Telegraphen, den Losungsworten der Kritik überall Eingang zu verschaffen. Das Theater füllte sich, wurde aber nur eine Arena des Kampfes zwischen den verschiedenen literarischen Parteien. Es war die Zeit des Streites zwischen Classicität und Romantik damals. Victor Hugo's Dramen und Eugène Sue's Romane hatten den Anlaß dazu gegeben. Es gab eine mächtige Partei von Intelligenzen, die es mit allen Mitteln verhindern wollten, daß die Classiker wieder interessant würden.

Trotz aller Bemühungen ihres geistreichen Kritikers blieb Rachel noch im Dunkeln und ihre Vorstellungen brachten wenig ein. Sie erzählte selbst einmal in spätern glänzenden Zeiten, daß sie nur eine sehr geringe Einnahme gehabt und zuweilen Freibillets zu untergeordneten Plätzen geschenkt erhalten hätte. Einmal wollte sie mit ihrer Mutter dieselben benutzen und putzte sich dazu mit einem von dieser selbst verfertigten Hut von scharlachrothem Sammet mit einer gelben Rose geziert. Sie fand sich sehr distinguirt darin und ihre kleinen Geschwister hatten sie darin bewundert. Aber welche Demüthigung harrte ihrer! Der Logenschließer verweigerte ihr den Eintritt, „so angezogen könne sie nur ins Paradies hinaufsteigen“, sagte er, „wo die Säulen ihren

abscheulichen Hut verdecken würden". Als sie gekränkt sich zum Weggehen umwendete, trat ein alter Herr auf sie zu und sagte respectvoll: „Diesen verachteten Hut wird man später mit einer Ruhmeskrone schmücken und diese gelbe Rose im Knopfloch tragen zu können, würde mein höchstes Glück sein". Erstaunt sah ihn die junge Künstlerin an, aber sie war noch zu unschuldig, um diesen Huldigungseifer auszubeuten, und schämte sich ihrer gelben Rose mit Thränen in den Augen. Kaum zehn Jahre später war indessen die Prophezeiung des alten Herrn eingetroffen; Rachel war berühmt, reich, glücklich und — schön geworden. Sie besaß ein Landhaus im Thale von Montmorency und hatte die Freude, ihren Eltern nebst ihren Geschwistern ein glänzendes Loos zu bieten, nachdem sie mit ihnen im Elend geschmachtet. Ungefähr um diese Zeit haben wir im leuchtenden Aufgang ihres Ruhmes sie in Paris gesehen und zwar in einer Hauptrolle, der Phädra von Racine. Sie trat auf, ein bleiches Marmorbild voll stummen, schweren Leidens; das düstere, nicht große Auge blickte matt, halb erloschen, doch fieberhaft brennend unter den Wimpern hervor, um den Mund spielte ein schmerzliches Zucken, ihr Schritt wankte. Ihre Züge — man wollte sie nicht schön

finden, doch wird Niemand leugnen können, daß die Linien ihres Gesichts in edelster Harmonie erschienen — hielten den Blick unabläßig gefesselt. Es ergoß sich im wechselnden Spiel ein Zug des Schmerzes, der tiefsten Trauer darüber, der so wenig äußere Mittel in Anspruch nahm, daß es mehr der Wirkung einer verschiedenen Beleuchtung eines Bildes, als einer Veränderung in der Form glich. Ihr Mund redete die lebendigste Sprache ohne Laut, nächstdem ihr Auge, doch nicht in demselben Grade eigenthümlich und mannigfaltig, endlich die Nase, obwohl das fast komisch klingen könnte, und zwar nicht in der Gegend der Nasenwurzel zwischen den Augenbrauen, wohin Iffland bekanntlich den Haupthebel des tragischen Mienenspiels legte, sondern in der untern Partie, deren Bewegung so einzig und neu erschien, daß man keine Bezeichnung dafür hatte. Die Stirn dagegen blieb völlig regungslos und glatt, nicht einmal eine Bewegung der Augenbrauen bemerkte man. Diese reine Ruhe der Stirn behielt die Künstlerin in den Augenblicken der wildesten, völlig entfesselten Leidenschaft, nicht daß sie etwas Starres, Todtes dadurch erzeugte oder man sonst irgend einen Mangel empfand, im Gegentheil, es lag etwas Edles, eine

Art milder Beruhigung darin. Die Stirn, die Wohnung des Geistes, blieb ein unangetastetes Heiligthum, während die Organe der Empfindung in kämpfender Leidenschaft aufgährten. Ein Durchblick reinen Himmels, einer festen klaren Sonne auf das zerrissene Gewölk, das gehobene Meer der von irdischen Stürmen wogenden Menschenbrust!

Die Grazie ist nicht zu lehren. Ebenso wenig die Erhabenheit, die edle Schönheit der Bewegungen; sie sind ein Geschenk des Himmels, das Rachel im reichsten Maße empfangen hatte. Keine ihrer Stellungen erschien gesucht, keine gewaltsam; doch immer waren sie bedeutungsvoll, erhaben, immer schön. Wenn sie sich wendete, wenn sie ging, den Arm hob oder sinken ließ, immer war es ein Bild edelster Schönheit. Arme und Nacken blendeten durch marmorähnliche Weiße, ohne etwas Todtes zu haben. Es schien, als sei dieser Körper ebenso aus den feinsten und edelsten Stoffen gebildet, wie ihm die edelsten Formen und Bewegungen eigen waren.

Ein anderer deutscher Bewunderer schilderte uns Rachel in ihrem damaligen Privatleben. „Ich fand Rachel in Gesellschaft ihrer Mutter und einer älteren Schwester, die weich und gutmüthig, ganz in Freude

an Rachel aufzugehen schien. Rachel ist schlank und zierlich gewachsen, sie trug ein schwarzes Kleid von schillerndem Stoffe, goldene Halskette und Armbänder. Sie sieht überaus jung aus, fast unreif, als käme sie eben aus der Pension, aber sie zeigt doch etwas Fertiges, auf sich Bestehendes, eine selbstische Geschlossenheit des Wesens, ein Bewußtsein von Sicherheit und Uebergewicht. Ihr Gesicht hat für den ersten Augenblick nichts Frappantes, aber man braucht es nur minutenlang anzusehen, um von seiner Besonderheit gefesselt zu werden. Stirn, Nase, Kinn, Alles ist rund, weich, kindlich in der Form, dennoch haben ihre Züge etwas sehr Scharfes, Bestimmtes. Das hellbraune Auge, von einem fast unheimlichen Glanze, scheint in seinem die Leute messenden Aufschlage sagen zu wollen: „Warte nur, ich werde dir schon einmal Eins versetzen.“ Derselbe Verehrer erzählte auch, daß Rachel neben dem Ruhm auch das Geld liebte und sich eifrig bestrebte, reich zu werden. Zugleich bestätigt er, daß ihre Eltern elsassische Juden waren und noch ziemlich geläufig deutsch redeten. Der Vater soll sich eingebildet haben, seine berühmte Tochter hätte das Talent und die Bildung von ihm erhalten. Er gab sehr mangelhaften Unterricht in der deutschen

Sprache. Rachel galt bis zum zwanzigsten Jahre für eine Vestalin, die sich nur um das heilige Feuer der Kunst bekümmerte; ihr Marmorherz zu gewinnen, bemühten sich alle Enthusiasten und alle Skeptiker. Die vornehmsten, reichsten und geistvollsten Männer huldigten ihr; die Prinzen des damaligen Königshauses, die Orleans, wurden unter ihre eifrigsten Verehrer gezählt. Der kluge Louis Philipp ließ sie sich vorstellen, bei welcher Gelegenheit folgende hübsche Anekdote erzählt wurde: Der König sagte ihr einige schmeichelhafte Worte und sie antwortete naiv: „Mein Herr, Sie sind zu gütig für mich!" Als man sie aufmerksam machte, daß man den König immer „Majestät" anreden müsse, sagte sie lachend: „Ach was, ich verstehe nur mit Theaterkönigen umzugehen." Später lernte sie es sehr gut, sich vor Souveränen zu bewegen. In London, in Petersburg und besonders in Berlin wurde sie mit Auszeichnungen von ihnen überhäuft.

„Feuer in den Augen und kein Blut in den Adern", sagte man von ihr und drängte sich, um sie in der Nähe zu sehen, denn sie war nicht nur berühmt, sie war auch wirklich schön geworden; ihr Teint glich einer Alabastervase, in der ein Licht brannte, wenn sie aufgeregt und durchglüht von

ihrer Geistesflamme war. Ihre Gestalt hatte an Kraft und Fülle gewonnen, obwohl sie eigentlich nie von Fleisch und Bein wie gewöhnliche Menschen zu sein schien. Die reiche und geschmackvolle Art sich zu kleiden, gab ihrem Aeußern den Glanz, den ein kostbarer Rahmen einem schönen Gemälde verleiht. Sie besaß, oder eigentlich sie erlernte einen hohen Grad von Koketterie; so wußte sie die blendende Weiße ihrer Zähne in das günstigste Licht zu setzen, indem sie rothe Früchte, Erdbeeren oder auch Krebse langsam damit zermalmte und sich dabei ihren Verehrern zeigte.

Zuerst brachte ein Duell zwischen dem Herzog von Noailles und einem polnischen Grafen Gurowski sie ins Gerede; letzterer wurde ihr in auffallender Weise abspenstig gemacht durch eine spanische Infantin, die nicht eher ruhte, bis er sie entführte und heirathete. Jules Janin, Soulié und Granier de Cassagnac wurden ihre enthusiastischen Recensenten, aber auch glühende Verehrer ihrer persönlichen Reize. Durch Letztern lernte sie den Mann kennen, der den entschiedensten Einfluß auf ihr Herz gewinnen sollte.

Es war der Graf Napoleon Walewski, ein geistreicher Abenteurer, der sich trotz seiner Bonaparte'schen

Abstammung unter dem Bürgerkönig Reichthum und Rang zu erwerben gewußt hatte. Er war ein Sohn des Kaisers Napoleon, aus einem Liebesverhältniß mit einer schönen Polin, das in die Zwischenzeit seiner Ehescheidung von Josephine und seiner Vermählung mit Marie Louise fiel, nämlich im September 1809 angeknüpft wurde, so daß eine eigentliche Untreue gegen seine beiden Frauen nicht stattfand. Der Graf Walewski ist am 4. Mai 1810 geboren, mehr als ein volles Jahr früher wie der König von Rom. Er glich seinem berühmten Vater viel mehr als dieser, was alle Portraits von ihm beweisen. Seine auffallende Schönheit und der romantische Nimbus seines Ursprungs, sowie sein Reichthum und seine weltmännischen Gewohnheiten waren wohl geeignet, ein Frauenherz zu gewinnen, wenn es sich auch noch so sehr vor der Liebe scheute; Rachel hatte sich lange gegen sie gesträubt, sie glaubte sich und ihr Leben der Kunst schuldig zu sein, aber sie war doch mehr Weib als Künstlerin und folgte dem Schmeichelwort des geliebten Mannes. Sie war ihm noch sogar dankbar dafür, daß er ihr Gelegenheit gab, ihr Herz zu offenbaren; sie bewies der Welt, daß sie nicht blos Feuer in den Augen,

sondern auch in den Adern hatte. Sie war eine kurze Zeit schrankenlos glücklich. Ein Sohn, dem sie das Leben gab, schien den Bund der Liebenden zu befestigen. Doch blieb die Sanction desselben durch die Ehe aus und damit jede Garantie der Dauerhaftigkeit. Der Graf Walewski war zu stolz, um das berühmte Judenmädchen zu heirathen, obwohl er selbst durchaus nicht von fleckenloser Herkunft war, wie wir oben erzählt haben. Er hatte nach einem abenteuernden Leben, voller Versuche, sich emporzubringen — schon mit neunzehn Jahren conspirirte er in London für polnische Erhebungen — allerdings endlich eine hohe Stellung errungen; noch bevor sein kaiserlicher Vetter Napoleon III. an's Ruder kam, wurde Graf Walewski zu diplomatischen Missionen in Paris benutzt. Guizot sowohl wie Thiers schenkten ihm ihr Vertrauen. Unter dem neuen Kaiserreich gelangte er rasch auf den Gipfel des Glücks. Er wurde allmächtiger Minister und Vertrauter des Kaisers; er vermählte sich mit einer geistreichen Italienerin, die angeblich großen Einfluß auf den Kaiser besaß, obwohl sie nur klug, durchaus nicht schön war. Sie gestattete ihrem Gemahl, seinen Sohn aus dem Verhältniß mit Rachel anzuerkennen und ihm den

Grafentitel geben zu lassen. Der junge Mann ist in der diplomatischen Laufbahn und erregt stets das größte Interesse, wo er erscheint, weil Jeder in seinen schönen edlen, marmorbleichen Zügen den doppelt genialen Ursprung von Vater- und Mutterseite betrachten und herausfinden möchte.

Graf Walewski ist 1869 gestorben, seine Wittwe lebt gegenwärtig in Brüssel und hält einen der wichtigsten Salons für die Rückkehr der Bonapartes nach Frankreich.

In Rachel keimte seit dem Liebesverhältniß mit Walewski die Todeskrankheit, der sie am 4. Januar 1858 unterlag. Ein Brustleiden stellte sich bei ihr ein, das sich als gefährliches Geheimniß ihrer Künstlerlaufbahn erwies. Jede ihrer Leistungen kostete sie einen Theil ihrer Lebenskraft. Sie suchte Heilung in den deutschen Bädern, namentlich in Ems, wo wir sie persönlich näher kennen lernten und von ihrer wahrhaft vornehmen schönen Erscheinung bezaubert waren. Später ging sie nach Aegypten, aber die erlangte Minderung ihrer Leiden war nicht von Dauer. Ein äußerer Umstand trug dazu bei, dieselben sogar noch zu steigern; die schöne jugendliche Adelaide Ristori trat plötzlich siegreich als Nebenbuhlerin auf das Welttheater und

Rachel konnte nicht ohne die tiefsten Gemüths-bewegungen ihre Erfolge mitansehen. Gleichzeitig wurde ihr Herz auch noch durch eine neue Leidenschaft erschüttert, so daß ihre ohnehin zarte Körperlichkeit den Stürmen nicht gewachsen war. Sie starb umgeben von Eltern und Geschwistern und unter den Gesängen des jüdischen Clerus, wie eine Prophetin gefeiert und geliebt. In Voraussehung ihres Todes hatte sie absichtlich eine große Wohnung gemiethet, damit ihre zahlreichen Freunde nicht im „Gedränge des Leichengefolges“ leiden sollten, wie sie sagte. Sie hatte Recht, das ganze intelligente Paris von damals stellte sich dazu ein und betrauerte in ihr die Muse der französischen Tragödie. Aber Graf Walewski und sein Sohn erschienen nicht am Sarge der einst so geliebten Frau; französische Liebe kennt die Treue nicht.

Karl Immermann

und Gräfin von Ahlefeldt.

Eine Dichterliebe ist gewissermaßen ein Roman, für die Oeffentlichkeit bestimmt, sie wird bekannt und besprochen wie ein solcher; romantisches Interesse und moralische Kritik werden dadurch erregt, rücksichtslose Beurtheilung wendet sich dagegen. Das obengenannte Paar hat dies bei seinen Lebzeiten in bitterster Weise erfahren, und wenn wir jetzt versuchen, die Geschichte seiner Liebe hier zu erzählen, so wird es uns oft vorkommen, als wollten wir alte Wunden aufreißen, vergessene Kränkungen auffrischen und boshafte Verläumdungen wiederholen.

Wir würden uns in der That gescheut haben, auf ein so viel besprochenes und angegriffenes Verhältniß zurückzukommen, wenn es uns nicht als eine Pflicht erschienen wäre, es mit dem Feuerschein der Wahrheit zu beleuchten, um die Apotheose des sittlichen Charakters eines unserer besten und edelsten Dichter daraus hervorgehen zu lassen.

Die Scheu vor der Oeffentlichkeit, die uns bisher abgehalten hatte, dies berühmte Liebespaar zu

besprechen, ist durch die kürzlich erschienene Biographie, welche Herr von Puttlitz herausgegeben hat,*) gehoben worden. Es sei hier gleich vorangeschickt, daß wir kaum ein Buch kennen, das sich diesem Werk an die Seite setzen ließe; es ist das Muster einer biographischen Arbeit. Wahrheitsliebe, geistreiche Betrachtung und meisterhafte Darstellung einerseits, liebevolles Verständniß, poetische Anschauungsweise und scharfsinnige Kritik andrerseits, vereinigen sich wie Geschwisterhände, um das Bild des Dichters lebendig zu gestalten. Immermann's Geist schaut noch einmal mit seinem wundervollen Seherauge auf diese arme Welt, die er durch seine Poesie so gern verklären wollte. Dies Buch ist die Verklärung und Erläuterung seiner Werke. Niemand sollte sie in die Hand nehmen, ohne es vorher gelesen zu haben.

Die Episode seiner unglücklichen Liebe zu Elise von Lützow-Ahlefeldt ist indessen nur nebensächlich, wenn auch mit tragischem Pathos, darin behandelt und wir halten es, wie gesagt, für eine Verpflichtung,

*) Karl Immermann. Sein Leben und seine Werke aus Tagebüchern und Briefen an seine Familie zusammengestellt. Herausgegeben von Gustav zu Puttlitz. Berlin. Wilhelm Herz.

die Darstellung derselben zu übernehmen, auch weil wir befähigt sind, aus eigener Wahrnehmung und Zeitgenossenschaft dem Bilde noch einige Züge hinzuzufügen, die, wenn auch nicht gerade zur Rechtfertigung, doch zur Deutlichkeit beitragen können. Auch werden wir des biographischen Werks von Ludmilla Assing über denselben Gegenstand, wenn auch meistens nur berichtigend, erwähnen.

Die Genealogie der Familie Immermann läßt sich bis zum dreißigjährigen Krieg zurückführen; ein tapferer Sergeant dieses Namens kam mit dem Schwedenkönig nach Deutschland und siedelte sich mit seiner Frau Ilse in dem Dörfchen Etgersleben im Magdeburg'schen an. Unter seinen Nachkommen war der Vater des Dichters der hervorragendste. Er bekleidete die ansehnliche Stelle eines Kriegs- und Domänenrathes, wie die Verwaltungsbeamten zur Zeit Friedrich's des Großen genannt wurden. Er hatte sich erst in reifern Jahren, wie später auch sein Sohn es that, mit einem ganz jungen Mädchen verheirathet, der Tochter des Domprobstes Wilda in Magdeburg. Sie war eine echte Dichtermutter, voll des wirksamsten Einflusses auf ihren Erstgeborenen, Karl, der am 24. April 1796 das Licht der Welt erblickte. Seine Kindheitserinnerungen

muß man in seinen köstlichen Memorabilien nachlesen. Mit zehn Jahren brach der Lesehunger bei ihm aus, jene Kinderkrankheit des Geistes, die, wenn sie gut geleitet wird, fast immer den Keim zur Productivität hervorbringt. Mit zwölf Jahren schrieb er denn auch schon Novellen, mit vierzehn Jahren spielte er Komödie und dichtete Theaterstücke. Kaum den Kinderjahren entwachsen, zog er in den Krieg, 1814 und 1815. Dazwischen und nachher studirte er. Seine erste Schrift, die gedruckt wurde, war eine Abhandlung über das Duellunwesen, das damals in Halle in rohster Weise herrschte. Man hatte einen Studenten, der aus Armuth Nachdruck verkauft haben sollte, beleidigt, und als er sich weigerte, das deswegen nothwendige Duell anzunehmen, prügelten ihn die Mitglieder der Teutonia öffentlich und mißhandelten ihn aufs Furchtbarste. Immermann zog sich durch seine, dies rohe Verfahren verurtheilende Schrift eine gefährliche Feindschaft zu. Er sah sich sogar genöthigt, um seine Ehre vor Bedrohungen zu sichern, nach Berlin zu reisen und den König als Schiedsrichter anzurufen. Er erhielt die Genugthuung, eine Cabinetsordre des guten, gerechten Friedrich Wilhelm III. zu empfangen, die sein Verfahren ausdrücklich belobte und zugleich

Maßregeln gegen den Unfug der Studenten verhieß. Dies Document verwahrte Immermann; mit Ehrfurcht und Rührung zeigte er später das vergilbte Papier vor.

Eine erste Jugendneigung wurde nicht erwidert und diente nur dazu, die Liebesfähigkeit eines Dichterherzens zu enthüllen. Es war die Freundin seiner Schwester, Louise S., für die er ein reines, keusches, fast andächtiges Gefühl hegte. Er war noch Student und hatte wenig Aussichten, einst eine gute Partie zu werden. Die liebliche Louise zog es deshalb vor, einen sichereren Freier zu erhören, um Immermann, dem sie sich bis dahin sehr hold gezeigt hatte, in Verzweiflung zu stürzen. Er gestand später selbst, daß er ernstlich daran gedacht hatte, in „rascher Jünglingsthat" ein Leben abzuwerfen, das durch den Verlust der Geliebten ihm unerträglich geworden war.

Immermann's gesunde Natur überwand jedoch diese Prüfung bald, er vermied es, nach Magdeburg zurückzugehen, wo er die Nähe der Treulosen fürchten mußte, und vergrub sich lieber, fleißig seiner juristischen Laufbahn sich widmend, in dem kleinen häßlichen Städtchen Oschersleben. Darbend an allem Lebensgenuß, wäre er dort gewiß geistig verschmachtet, wenn

ihm nicht in dem Hause einer älteren Verwandten Trost und Verständniß geboten worden wäre. Immermann sagt von ihr: „Sie gehörte zu den reinen und edlen Naturen, die den Menschen im Ewigen und Wahren zu erfassen suchen, sie sah meine unklare und verworrene Jugend, aber sie hat nie den Glauben an mich aufgegeben, und das danke ich ihr bis an mein Ende."

Seine große Empfänglichkeit für weiblichen Einfluß zeigte sich schon in diesem eigentlich nur verwandtschaftlichen Verhältniß. Dadurch erwärmt und ermuthigt, trat er mit seinen ersten Dichtungen an die Oeffentlichkeit. Dieselben gewannen ihm rasch die Aufmerksamkeit der Literatur, namentlich aber auch die Freundschaft des damals so berühmten Baron de la Motte Fouqué, der Immermann's Talent vielfach durch seinen rasch erglühenden Enthusiasmus unterstützte und bekannt machte. Später kühlte sich diese warme Empfindung sehr rasch wieder ab durch eine irrige Auffassung seitens Fouqué's von der schon erwähnten Duellangelegenheit aus Immermann's Aufenthalt in Halle.

Neben seinem Drang zu poetischer Production betrieb Immermann mit großem Fleiß die Arbeiten seiner juristischen Laufbahn und erlangte im Spätherbst 1819 eine Anstellung als vortragender Auditor

beim Generalcommando in Münster. Obgleich dieselbe seinen Wünschen vollkommen entsprach, so trennte er sich doch ungern von seiner geliebten Vaterstadt Magdeburg — man brauchte damals fünf volle Tage um von dort nach Münster zu gelangen — und er schalt weidlich auf seinen neuen Wohnort, der in seiner ausgeprägten Eigenart ihn anfangs ebenso abstieß, wie nachher anzog — so sehr anzog, daß er seine schönste Dichtung, den „Oberhof" später in der Staffage aufstellte, deren Reize die Münster'sche Umgebung lieferte. Das Gemüthliche der Landschaft von Feld und Wald, von Dörfern, in denen jedes Haus wie ein kleines Rittergut zwischen Hof und Park lag, ganz so erhalten, wie Tacitus die Wohnsitze der Germanen schildert; von weiten Haideflächen, auf denen der Sonnenuntergang so herrlich wie auf dem Meere sich ausnahm; von Kämpen, zwischen deren lebendigen Hecken das bunte Hornvieh weidet; von den Buchwaizenfeldern mit ihren duftigen wie aus weißem Porcellan geformten Blüthensternen, die in dem moorigen Boden des Münsterlandes vorzugsweise gedeihen; von den feuchten Wiesengründen voll der deutschen blauen Blume, dem Vergißmeinnicht; von den Heiligenbildern unter alten Linden

am Kreuzwege; von den Kirchthürmen, die mit ihrer Glockenmusik die vielen Feiertage einläuten, — alle diese Gemüthlichkeit des Münsterlandes konnte Immermann nicht im Anfang seines Aufenthalts erkennen, weil es Winter war, und außer den schönen Wällen die Stadt keine Spaziergänge darbot.

Die alterthümliche Bauart von Münster, die wie ein physiognomiereiches Matronenantlitz auf eine reiche Vergangenheit hinweist, wirkte dagegen gleich anregend auf Immermann's Phantasie und er schrieb an seine Mutter, er komme sich in seiner neuen Auditoruniform wie ein alter Ritter in den alten Straßen vor.

An zwanglose Geselligkeit in der Familie gewöhnt, fühlte er sich beklommen und unbehaglich in dem steifen Formenwesen, welches die Gesellschaft in Münster charakterisirte. Es herrschte zu jener Zeit noch ein starker Preußenhaß dort, und der reiche stolze Adel ging widerstrebend mit dem zahlreich nach Münster versetzten Militair- und Beamtenstande um; die Förmlichkeit war ein nothwendiges Ersatzmittel für das gegenseitig fehlende Wohlwollen. Die Spitzen der Behörden wohnten in dem ehemaligen fürstbischöflichen Schlosse, auf der einen Seite General von Thielemann, der bekannte

Uebertreter aus sächsischen in preußische Dienste, und auf der andern Seite der berühmte Oberpräsident von Vincke. Beide gaben große, glänzende Gesellschaften, die aber im Rufe arger Steifheit und Langeweile standen. Immermann war durch seine amtliche Stellung gezwungen, in Gesellschaft zu gehen, und klagte in allen seinen Briefen darüber. Aber einmal erzählt er, daß er bei einer solchen „steifen Geschichte" die Frau kennen gelernt hat, die einen so großen Einfluß auf die Gestaltung seines Lebens gewinnen sollte.

In einer Fensternische, von einem rothen Sammetvorhange umrahmt, erblickte er eine Dame in schimmerndem Atlaskleide. Blondes Haar, weiße Schultern, ein leuchtendes nordischblaues Auge und eine feine hohe Gestalt ließen sie ihm wie eine Schönheit ersten Ranges erscheinen, was sie jedoch in Wirklichkeit keineswegs war. Dichter und aristokratische Frauen fühlen sich stets zu einander hingezogen wie Eisen und Magnet. Immermann ließ sich der Dame vorstellen; es war Elise von Lützow geborene Gräfin Ahlefeldt. Gleich ihr erstes Wort gab Zeugniß von dem Reiz und der originellen Wendung, die sie den alltäglichen Gesprächformen zu verleihen wußte. Schon nach wenigen Augenblicken

verließ die Unterhaltung das gewöhnliche Geleise dieser Gesellschaften und ging über zu jener Schwungkraft der Gedanken, wie sie immer erzeugt wird, wenn edle geistige Strömungen sich berühren.

Am Morgen nach dieser ersten Begegnung hatte Immermann das Gefühl, als wäre eine große Veränderung mit ihm vorgegangen, als hätte irgend ein freudiges Ereigniß die Unbehaglichkeit seines Aufenthalts in Münster überwunden. Doch machte er sich bald klar, daß diese Erregung nicht in die Formen der Welt passe und es sogar nothwendig sei, seinen Besuch bei Frau von Lützow, zu dem ihn sein Herz drängte, bis auf ruhigere Stimmung zu verschieben. Aber noch ehe er diese wieder erlangt hatte, flog ein rosenrothes Briefblättchen in seine Hand, mit einer Einladung, bei der Gemahlin Lützow's eine Vorlesung zu halten. Dieser angenehmen Versuchung konnte er nicht widerstehen; er las sehr schön und sehr gern vor!

Ein Augenzeuge jener Tage, der Intendanturrath Loest, erzählt, daß er einst mit Immermann vor dem Hause des Generals von Lützow zusammengetroffen sei; es war dies ein ehemaliges Kloster, das zur militairischen Dienstwohnung eingerichtet war. Ein verwittertes, moosbedecktes Steinbild der

heiligen Elisabeth mit der Rosenlegende stand noch in einer Mauernische des Eingangs. Immermann blieb einen Augenblick in Gedanken versunken davor stehen und sagte: „Die Bewohnerin dieses Hauses versteht es auch, das trockene Brot des Werkeltagslebens in Rosen zu verwandeln.“

Jedoch hat der eben erwähnte Berichterstatter ausdrücklich hervorgehoben, daß Immermann im Anfang seiner Beziehungen zu Frau von Lützow mehrmals versuchte, sich zurückzuziehen und eine briefliche Aeußerung, die in dem von Puttlitz herausgegebenen Buche angeführt wird, bestätigt dies. „Ich war drauf und dran, den dummsten Streich in meinem Leben zu machen“, schrieb Immermann an seinen Bruder, „und mich in eine Frau zu vergaffen und so muthwillig das schöne geistige Verhältniß zu zerstören, welches ein edles, weibliches Wesen mit Vertrauen zu bilden im Sinne hatte.“

Im Kreise der Münster'schen Freunde galt das Verhältniß zwischen Immermann und der Frau von Lützow für ein durchaus nur auf schöngeistige, literarische Interessen basirtes, und die rosenfarbenen Zettelchen, die hin- und herflogen, erregten keinerlei Verdacht, daß sich die Romantik des Herzens hineinschleichen könnte, so nahe derselbe auch lag.

Elise Gräfin Ahlefeldt war in Dänemark am 17. November 1788 geboren, also acht Jahre älter als Immermann; sehr frühzeitig hatte sich bei ihr der Hang zum Ungewöhnlichen entwickelt. Das Leben auf dem Schlosse war ein aufregendes ungeregeltes; die Eltern lebten in unglücklicher Ehe, der Vater war ein reicher Verschwender und liebte besonders das Theater. Wie sein Standesgenosse, der Graf Hahn, hatte er beständig eine Schauspielertruppe auf seinen Gütern und widmete sich besonders den weiblichen Mitgliedern derselben. Seine Gemahlin trennte sich deshalb von ihm und ging mit ihrer lebhaften, anmuthigen, einzigen Tochter nach Deutschland, wo gerade der Franzosenhaß aufgeflammt war. Elise lernte in Nenndorf den verwundeten Adolf von Lützow kennen, der schon als Freiheitskämpfer unter Schill sich berühmt gemacht hatte.

Elisens Jugend und Anmuth, böse Zungen behaupten auch ihre Aussichten auf den Reichthum ihres Vaters, flößten dem jungen Krieger eine lebhafte Zuneigung ein. Gegen den Willen des Vaters, der einem armen preußischen Lieutenant seine Tochter nicht geben wollte, verlobte er sich mit Elisen und harrte mehr als zwei Jahre auf die Erfüllung seiner

Wünsche. Er war achtundzwanzig, sie neunzehn Jahre alt, als endlich die Heirath vollzogen werden konnte. Bald nachher brach der Krieg aus und die junge Frau wurde die Schutzpatronin von „Lützow's wilder verwegener Jagd“. Die schwarzen Husaren mit dem Todtenkopf versammelten sich in Breslau in ihrer Wohnung, wo sie in Abwesenheit ihres Mannes ein förmliches Werbebureau einrichtete. Alle die angehenden Helden verehrten sie aufs innigste, namentlich Theodor Körner, Friedrich Förster, Jahn, Palm, Vietinghoff und vor allen Friedrich Friesen, der schöne blonde Deutsche, der von den Franzosen in den Ardennen meuchlings niedergemetzelt wurde. Sein Freund Vietinghoff sammelte später die edlen verstümmelten Glieder und führte dieselben in einem bleiernen Sarge dreißig Jahre mit sich herum, erst 1843 senkte er sie in deutsche Erde, wie er einst dem Freunde gelobt hatte.

Friesen, der reine, begeisterte junge Held, untadelhaft an Leib und Seele, der wie „ein lichter Schönheitsstrahl“ in Arndt's Gedichten besungen wurde, scheint in Elisen schon die Sehnsucht geweckt zu haben, ihre Seele zu schwunghafter, exaltirter Freundschaft erheben zu können. Sie betrauerte seinen Tod fast leidenschaftlich und behauptete immer, seine

Geistererscheinung im Moment desselben gesehen zu haben. Seltsamerweise hat Immermann in seinem trefflichen Roman „Die Epigonen“ dies Verhältniß geschildert, wie er überhaupt darin ein Charakterbild Elisens aufgenommen hat. Es ist ziemlich unzweifelhaft, daß er schon in seiner ersten Jugendzeit oft von ihr reden hörte, namentlich war die Anekdote damals sehr bekannt geworden, die man noch jetzt von ihr erzählt, um den deutschen Enthusiasmus der dänischen Gräfin zu beweisen. Es war noch vor ihrer Bekanntschaft mit Lützow, als ein französischer Offizier ihr die Hand küßte zum Zeichen seiner Huldigung und sie rasch eine Wasserflasche ergriff, um diese Berührung abzuwaschen.

Immermann nannte das Corps der Lützower stets die „Poesie des Heeres“ und Elise mußte ihm gleichsam wie die Verkörperung desselben erscheinen. Es war wie eine Art von Prädestination, daß diese beiden Menschen sich begegneten! Elise sah in Immermann eine Wiederholung der reinen, starken, schwunghaften Jünglingsseele, die sie bei Friedrich Friesen so sehr bewundert hatte. Der Dichternimbus, der den Ersteren zu schmücken begann, als sie ihn kennen lernte, ersetzte die patriotische Märtyrerkrone des Letzteren in ihrer Phantasie.

Immermann trat in Elisens Lebenskreise, als diese ihr gerade sehr monoton und reizlos erscheinen mußten. Nach den Aufregungen, den Schmerzen und Freuden der Befreiungskriege war sie ihrem Gemahl in seine Garnison nach Münster gefolgt und fühlte sich dort einsam, unbefriedigt und gelangweilt. Der gute Lützow vermochte bei seiner etwas mangelhaften Bildung, seiner männlichen Neigung für Jagd, Pferde und Kartenspiel, seiner ganzen prosaischen Richtung, die nach der poetischen Begeisterung der Kriegszeit doppelt ernüchternd auf seine junge Frau wirken mußte, keinen wohlthätigen Einfluß auf sie zu gewinnen. Doch behandelte er sie in achtungsvoller Verehrung und beschränkte ihre Freiheit in keiner Weise. Elise hatte auch danach gestrebt, sich eine anregende Geselligkeit zu bilden; wie edle Krystalle um einen Kern zusammenschießen, so waren die besten geistigen Bestandtheile der Stadt um sie versammelt und verehrten sie wie Leonore von Este, deren mondscheinartige sanfte Schwermuth und warme Innigkeit sie besitzen sollte. Sie verstand es, sich eine schöne Umgebung zu schaffen, die Blumen ihres Gartens zu pflegen und die düstern Klosterräume ihrer Wohnung in schloßartige romantisch ausgeschmückte Zimmer zu verwandeln.

Für solche Frauen mit Leonorenhafter Zurückhaltung und doch sehnsüchtiger Erwartung irgend eines unbekannten Glückes, kommt immer zur rechten oder zur unrechten Zeit ein Tasso in die Scenerie ihres Lebens. Immermann stand noch in erster Jugend, überschäumend in Dichterlust und Productionskraft, als er Elisen kennen lernte, beide ganz geeignet, die platonische Legende vom schönen Geist und der schönen Seele darzustellen! Elise unterrichtete ihn, zuerst nur spielend, in den feinen Formen der vornehmen Welt, dann lehrte sie ihn englisch, dann gab sie ihm Gelegenheit, sein Talent im Vorlesen der Meisterwerke unserer Literatur zu üben und zuletzt wurde sie die gefeierte Muse seiner Dichtungen, seiner ersten Trauerspiele, die bahnbrechend für seinen Ruhm waren. Auch die „Papierfenster eines Eremiten“ schrieb Immermann in Münster, und zwar in seiner Sommerwohnung in einem alten Thurm in dem Dörfchen Lütkenbeck, dessen idyllische Lage zwischen blühenden Obstbäumen und Wiesengründen ihn besonders anzog.

Der poetische Hauch, den man über den Gräbern geistesverwandter Menschen zu athmen meint, vereinigte auch Immermann und Elisen öfters in diesen einsamen Waldwegen des Münsterlandes und höchst

wahrscheinlich ist gerade dort das Bewußtsein ihnen aufgegangen, daß es eine Liebesleidenschaft sei, die sie zu einander zog.

Sie hatten sich lange selbst darüber getäuscht, noch mehr wie unabsichtlich ihre Umgebung. Immermann schrieb die folgenden Zeilen einst zur Erläuterung dieses seltsamen Verhältnisses. „Ich nenne unser damaliges Gefühl eine Leidenschaft und vermeide das Wort Liebe, weil der starken und heftigen Empfindung von Anfang an viel Irres und Wirres beigemischt war. Unser Verhältniß entwickelte sich meistentheils von jeher nur in der Form eines Kampfes zwischen zwei entgegengesetzten Naturen, denen ganze Regionen des andern Theils dunkel und unzugänglich blieben. Dazu kam, daß (im entscheidenden Augenblick) die Frau in ihrem fünfunddreißigsten Jahre stehend ihrem ganzen Wesen nach fertig und abgeschlossen war, der Mann erst sechsundzwanzig Jahre alt, noch mit allen brausenden Kräften nach Entwickelung rang. Ich darf mit Wahrheit sagen, daß ich in den vierzehn Jahren, welche dieses Verhältniß dauerte, zwar oft angeregt, entzückt, hingerissen, aber nie eigentlich glücklich gewesen bin. Fern sei es aber von mir, das, was mir einst theuer war, und, wenn auch

in anderer Art, ewig theuer bleiben wird, zu schmähen ...."

Die große Verschiedenheit beider Charaktere sprach sich am schlagendsten in dem Hauptstreitpunkt dieses seltsamen Verhältnisses aus. Immermann's sittliches Gefühl verlangte die Sühne des beiderseitigen Unrechtes durch eine sanctionirte Verbindung, durch die Ehe, und Elise widersetzte sich hartnäckig einer solchen. Sie hat nie deutlich erklärt, weshalb sie diesen, der weiblichen Würde so nothwendigen Schutz der Ehe verschmähte. Einige ihrer nähern Bekannten, namentlich auch unser schon oben angeführter Gewährsmann Loest, haben öfter die Vermuthung ausgesprochen, daß sie, angesteckt von den Verirrungen der damals eben beginnenden verkehrten Frauenemancipationsgelüste, die Ueberzeugung gefaßt hatte, die Ehe sei der Tod der Liebe.

Wie dem auch sei, Elise hegte das dringende Verlangen, ihr Leben dem Geliebten weihen zu können und ihre Ehe mit Lützow zu lösen. Sie benutzte einen Vorwand, auf den Ludmilla Assing großes Gewicht legt, der aber gänzlich unhaltbar war. Lützow hatte eine lebhafte Vorliebe für ein reiches junges Mädchen in Münster gefaßt und schien nicht abgeneigt, ihr seine Hand zu bieten,

wenn Elise sich von ihm scheiden lassen wollte. Immermann's Freunde, die doch jedenfalls den Anspruch erheben dürfen, unparteiisch gegen Lützow gewesen zu sein, versichern, daß dieser sich tadellos, rücksichtsvoll und aufopfernd gegen seine scheidungslustige Frau benommen habe. Er legte ihr keinerlei Hindernisse in den Weg und nahm sogar, um den bösen Schein von ihr abzulenken, die Schuld auf sich, indem er so that, als wolle er ein anderes Bündniß schließen. Wie Lützow von Elisens Abreise erschüttert war, und wie er sie noch liebte, zeigen seine Briefe an sie, von denen wir hier einige Auszüge mitzutheilen, uns leider versagen müssen. Er nennt sie stets „ewig geliebte Elise," und unterschreibt sich, „Dein Dich liebender Mann." Er verlangt, daß sie sich bei dem besten Maler um jeden Preis für ihn malen lassen sollte und sendet seine Freunde, General Schlüsser und Intendanturrath Loest mehrmals zu Immermann, um über die Zukunft der geschiedenen Gattin zu verhandeln. Da Immermann die feste Absicht und den wirklich dringenden Wunsch aussprach, dieselbe zu heirathen, so beruhigte sich Lützow nach und nach über ihr Schicksal, blieb aber bis zu seinem Tode mit ihr in Briefwechsel. Als er starb, lagen alle die Bücher

neben seinem Bett, die sie ihm einst geschenkt hatte. Seine letzten Lebensjahre waren noch schmerzlich getrübt worden durch seine zweite Frau; er hatte nämlich mehrere Jahre nach seiner Scheidung die Wittwe seines Bruders Wilhelm geheirathet, eigentlich nur aus Mitleid, um ihr und ihrem Kinde eine sorgenfreie Existenz zu verschaffen, aber sie lohnte ihm durch herzlose Untreue und er mußte, um seine Ehre zu retten, sich von ihr scheiden lassen.

Um nicht mit dieser viel besprochenen Frau von Lützow verwechselt zu werden, legte Elise diesen Namen ab und nannte sich wieder Gräfin von Ahlefeldt.

Immermann war am 1. Januar 1824 von Münster nach Magdeburg versetzt worden und im August desselben Jahres verließ Elise ihren Gemahl, ging erst nach Dresden, dann nach dem Rhein und 1825 nach erfolgter Scheidung zog sie nach Magdeburg, anfangs in ein Landhaus, dann sogar in dieselbe Wohnung mit Immermann, wo das seltsame Paar unter der Obhut seiner ehrwürdigen Mutter versuchte, das Urtheil der Moralisten umzustimmen. Immermann's Verwandte hofften und wünschten, daß eine baldige eheliche Verbindung die Sache zum erträglichen Abschluß bringen würde, aber es

war vergeblich und die gesellschaftliche Stellung der Gräfin Ahlefeldt, wie auch wir sie von nun an nennen wollen, war eine höchst peinliche. Sie vermied deshalb, sich in Gesellschaft zu zeigen und wenn Immermann in einer solchen erscheinen mußte, stand sie oft tief verschleiert unter den erleuchteten Fenstern, um ihm nahe zu sein und auf dem Heimwege in der Stille der Nacht durch seine Begleitung entschädigt zu werden.

Es wurde von Beiden als eine Verbesserung dieses peinlichen Verhältnisses empfunden, als Immermann eine Versetzung nach Düsseldorf als Landgerichtsrath erhielt.

Dort richtete sich die Gräfin in dem nahen Derendorf ein hübsches Gartenhaus ein und gründete sich wieder eine unabhängigere Stellung. Sie lud Gäste ein und es gelang ihr bald, ihr Haus zum Sammelplatz aller bedeutenden Menschen zu machen, die zahlreich theils in Düsseldorf lebten oder als Durchreisende erschienen. Immermann hatte eine abgesonderte Wohnung im Erdgeschoß ihres Hauses inne; er freute sich der vornehmen und behaglichen Wirthlichkeit der Gräfin und genoß die ersten Jahre in Düsseldorf ein verhältnißmäßig ziemlich unge-

trübtes Glück. Er führte seine Freunde, die Künstler und Dichter bei der Gräfin ein und hatte die Genugthuung, daß die Anmuth ihres Geistes, die Feinheit ihrer Manieren und auch der Reiz des Geheimnisses, der in ihrer zurückgezogenen Lebensweise lag, Alle, die ihr nahten, bezauberten und auch die Fernstehenden, Neugierigen beschäftigten. Einige Frauen entschlossen sich nach längerem Zögern, die Gräfin aufzusuchen, namentlich Elisabeth Grube und Amalie von Sybel; Letztere war mit Immermann durch das gemeinsame Interesse an altdeutscher Poesie näher bekannt geworden und verband sich später mit ihm zu idealer, geistesfördernder Freundschaft. Auch fand Immermann eine ehrenvolle Anerkennung am Hofe des kunstsinnigen Prinzen Friedrich von Preußen, Vaters des durch seine dramatischen Dichtungen bekannten Prinzen Georg, der als Knabe schon für Immermann schwärmte.

Die literarische Thätigkeit war aber in jener Zeit das beglückendste Element in Immermann's Lebenskreisen. Alles, was er schaffte, war von glänzendem Erfolg gekrönt und die Gräfin Ahlefeldt, die in vollen Zügen die Freude daran mitgenoß, konnte sich wohl der Hoffnung hingeben, daß

der Mann, dem sie so viel geopfert hatte, ein völlig befriedigtes Herz im Busen trage.

Dem war aber nicht so; Abspannung, Gleichgültigkeit, unbestimmte Sehnsucht erfüllten es nur zu oft und Ahnung einer wachsenden Entfremdung zwischen ihm und der Gräfin wurde immer deutlicher, wie sich in nachfolgendem herrlichen Gedicht offenbart:

In Deinem Saal belauschte ich Dich jüngst,
Wo der Farnesina Gedicht
Heiter nachgebildet,
Lacht von glänzend getünchter Wand.
Du saßest gelehnet
Zurück das reingewölbete Haupt,
Blässe bedeckte Antlitz und Busen,
Deine Wimpern schlossen
Thränenperlende Augen zu.
Ich wußte, Du dachtest
Der Zeit, wann hinschwand
Unser Gefühl
Und wir einander
Nicht mehr erkennen,
Schicksalkrank.
Da verstand ich den Schmerz,
Der uns so rührend ansieht,
Aus den Marmorbildern der Alten . . .

Das Menschenherz, besonders das deutsche, ist

auf das Familienleben gestimmt; dies Blumen-, Frucht- und Dornenstück ist der Dreiklang des Daseins. Seine Freuden und seine Schmerzen zu entbehren, ist die schwerste Entsagung, ein Absterben aller Empfindungen.

Daß auch Immermann dies fühlte, geht aus dem schönen Motto zu Tristan und Isolde hervor:

„Gestorben war das Herz und lag im Grabe,
Dein Zauber weckt es wieder auf, der holde, —
Es klopft und fühlt des neuen Lebens Gabe,
Sein erster Laut ist: Tristan und Isolde.“

Er fühlte sich altern, er hoffte und suchte nichts mehr im Leben, da begegnete ihm im Kreise seiner Verwandten auf einer Besuchsreise nach Magdeburg ein junges Mädchen, Marianne Niemeier; ihr Zauber war es, der sein Herz wieder zu neuem Leben weckte! Die Liebesfähigkeit eines Dichters ist unstreitig größer als die eines andern Sterblichen; er verklärte den Gegenstand seiner Neigung mit dem bengalischen Flammenlicht der Poesie und wärmte sich an seinem eigenen Feuer. Seine Verlobung nimmt sich aus wie ein erlebtes Gedicht. Der Herzenscultus, den ältere Männer so oft mit mehr Hingebung an den Tag legen als jüngere, war bei Immermann wahrhaft gluthdurchhaucht

und mußte ein jedes Mädchenherz zur Gegenliebe entzünden. Der Reiz des Geheimnisses umgab im Anfang auch diese so erlaubte und berechtigte Neigung, denn Immermann wollte keine gewaltsame Trennung von der Gräfin verlangen. Er hatte einen furchtbaren Seelenkampf auszuhalten, als er ihr mittheilte, daß er sich zu verheirathen wünschte. Sie war in tiefer Selbsttäuschung befangen gewesen und glaubte ihren Bund, dem sie selbst immer hartnäckig die Befestigung durch die Ehe versagt hatte, für das Leben geschlossen.

Die bitteren Schmerzen dieser Trennung zu ermessen, ist unmöglich; Immermann's weiche Seele zitterte noch lange unter den Nachwehen derselben und es bedurfte das ganze Glück seiner Liebe, um sich davon zu erholen. Erst nach Jahr und Tag konnte er seine Verlobung öffentlich erklären und es ist ein rührendes Zeugniß für sein sittliches Gefühl, daß er so froh war, endlich ohne Scheu lieben zu können.

Als Immermann seine junge Frau 1839 nach Düsseldorf brachte, war man allgemein etwas verwundert, daß sie nicht blond war; er selbst sagte ihr naiv: „Nie habe ich die Liebe braun gemalt, wie Du bist.“ Ein volles Jahr des Glückes wurde

ihm an Marianne's Seite zu Theil, sie schenkte ihm eine Tochter, für die er noch Elisens Theilnahme sich erbat, dann starb er plötzlich an einem Nervenfieber. Länger als sieben Jahre blieb Marianne Wittwe, dann nahm sie die Hand eines ältern Verwandten, Eisenbahndirector Wolf, an, bei dem sie als Erzieherin seiner Kinder schon längere Zeit verweilt hatte. Wie tief ihr Verständniß für Immermann und wie unvergänglich ihre Trauer um ihn war, geht aus dem Buche von Puttlitz hervor, zu dem sie den besten Theil geliefert hat.

Elise Lützow-Ahlefeldt zog nach Immermann's Tode nach Berlin, wo ihr Haus der Sammelplatz aller berühmten Leute wurde, namentlich fanden sich die Reste aus den Befreiungskriegen bei ihr ein. Der General Palm bezog sogar ein Haus mit ihr und ließ mit ihr gemeinschaftlich seinem einstigen Waffengefährten Lützow ein Denkmal auf dem Garnisonkirchhof setzen. Im Jahre 1855 am 20. März, ihrem Hochzeitstage, starb Elise nach langer Krankheit, die aber nicht zerstörend, sondern verklärend auf ihr Aeußeres gewirkt hatte.

Der tolle Herzog
Christian von Braunschweig
und
die Winterkönigin.

Fille et femme de Roi sans bien et sans couronne,
Je suis de mon époux le sort trop inhumain.
Sans en être attendri mon père m'abandonne
Mais la Hollande m'ouvre et sa bourse et son sein.

Mit diesem Motto — eine ganze Lebensgeschichte in vier Zeilen — findet man in den historischen Kupferstichsammlungen das Bild der schönen Winterkönigin, Elisabeth von Böhmen, Gemahlin Friedrich's V., des Pfalzgrafen, der, um einen einzigen Winter König zu sein, ein fürstlicher Bettler wurde!

Elisabeth's Lebensgeschichte war der Roman ihres Jahrhunderts; ihre Abstammung von der schönen unglücklichen Maria Stuart, deren Frauenreiz sie geerbt hatte, lenkte schon frühzeitig Aller Augen auf sie. Ihre Vermählung mit einem deutschen Fürsten, ihre Verwickelung in die Kriegshändel, ihre kurze Königswürde und besonders ihr wilder Paladin, der tolle Halberstädter, Herzog Christian von Braunschweig, der ihren Handschuh am Helm

als Talisman trug, verliehen ihrer Persönlichkeit für alle Zeiten einen hochromantischen Reiz.

Schon in zarter Kindheit wurde sie in England eine politische Größe; die Protestanten erhofften in ihr eine zweite Elisabeth und die Katholiken gedachten sie zu rauben, in ihrem Sinne zu erziehen und dann auf den Thron zu setzen, indem sie ihren Vater stürzen wollten durch die sogenannte Pulververschwörung, die jedoch zum Nachtheil der Katholiken ausfiel. Die Folge davon war, daß Elisabeth nur um so strenger in den Formen der englischen Kirche erzogen wurde; einer ehrenwerthen protestantischen Familie, der des Lord Harrington, Baronets von Exon, übergeben, lebte sie fern von der Welt nur ihrem Unterricht und kam sehr selten zum Besuch an den Hof ihrer königlichen Eltern. Die Königin, eine geborene Prinzessin von Dänemark, war eine vergnügungssüchtige, herzlose Frau, welche Thierhetzen und andere wilde Lustbarkeiten liebte. Prinzessin Elisabeth wurde deshalb wohl absichtlich fern von ihr gehalten und kehrte auch immer mit Vorliebe in die Abtei Combe, den Rittersitz ihres Erziehers, zurück. Ein liebliches Idyllenleben, beglückt durch holde Mädchenfreundschaft mit Lucie Harrington und Anna Dudley, führte sie dort bis

zum Jahre 1612, wo man an ihre Vermählung mit Friedrich V. dachte.

Elisabeth war erst sechszehn Jahre — geboren am 19. August 1596 — als sie dem Verlobten entgegengeführt wurde, der ihr Leben so mächtig umwandelte.

Die Verbindung war von der protestantischen Partei in England und Deutschland eifrig betrieben worden; der Empfang des jungen Freiers, er war nur einige Tage älter als die Braut, überstieg an Jubel und Pracht alle Erwartungen. Nur die ehrgeizige Mutter der Prinzessin war unzufrieden, sie meinte, eine Königskrone sei das Geringste für ihre Tochter und fragte sie höhnisch, ob sie denn gern hören würde, wenn man sie „meine liebe gute Pfalzgräfin" nennen müßte.

Aber Elisabeth fühlte gleich eine herzliche Neigung für ihren Freier und war hocherfreut, als am 27. Dezember 1612 die feierliche Verlobung vollzogen wurde; die Königin wohnte jedoch derselben nicht bei. Am 13. Februar 1613 fand die Vermählung statt und die Chroniken jener Zeiten können nicht genug Worte finden, um die Pracht derselben zu schildern. Uns interessirt nur die schöne Braut, die in weißem Atlas, reich mit Silber gestickt, erschien,

eine goldene Krone auf dem herabwallenden blonden Haar. Sie soll bei der Trauung heiter gelacht haben, was man für ein böses Omen ihres späteren Lebens ansehen wollte.

Die Reise in die neue Heimath glich einem Triumphzuge. Schon in Holland wurde das junge Paar mit Ehren überhäuft; im Haag blieb Elisabeth einige Tage allein zurück, weil der Pfalzgraf ihren feierlichen Empfang in Heidelberg vorbereiten wollte. Sie folgte ihm dahin in einem offenen Wagen unverschleiert sitzend, was gegen die damalige Sitte verstieß, aber ihrer Schönheit und Lieblichkeit allgemeine Bewunderung eintrug.

Man nannte sie die „Perle von England“ und über die Festlichkeiten zu Heidelberg wurden wahre Wunderdinge erzählt. Die Kosten derselben machten jedoch den Ständen der obern und untern Pfalz einigen Verdruß und dem jungen Paare manchen Feind. Indessen lebte es in ungetrübter Heiterkeit und Liebe unter dem Schutze des regierenden Vormundes, des Pfalzgrafen von Zweibrücken. Der minderjährige Herrscher widmete sich nur seinem Vergnügen, er ging auf die Jagd, gab große Gastmahle, empfing hohe Gäste — Heidelberg galt nächst Wien für den glänzendsten Hof — und baute die

Schlösser von schönen Gärten umgeben, die noch jetzt als Ruinen die Phantasie der Beschauer zu entzücken vermögen. Noch während seiner Minderjährigkeit wurde Friedrich Vater, denn 1614 gebar Elisabeth ihren ersten Sohn bei dessen Taufe fast alle Fürsten Europa's vertreten waren. Die Gestirne sollten dem jungen Erben die glänzendsten Loose geweissagt haben. Er wurde allerdings noch Kronprinz von Böhmen, starb aber früh. Uebrigens wurde Elisabeth Mutter von dreizehn Kindern, deren Erbtheil die unglücklichen Eltern in traurigster Weise aufs Spiel gesetzt haben.

Am Ende des Jahres 1614 ward Friedrich mündig und trat mit politischer Bedeutung in die Reihe der deutschen Fürsten ein. Man warf von protestantischer Seite das Auge auf ihn und bestimmte ihn zum Anführer der Parteien. Namentlich traten Moriz von Oranien und der Herzog von Bouillon mit ihm in eifrigen politischen Briefwechsel. Seine junge Gemahlin nahm lebhaften Antheil daran und befeuerte seinen Ehrgeiz beständig noch mehr, während seine würdige Mutter, eine Tochter Wilhelm's von Oranien, mit trüben Ahnungen in die Zukunft sah und ihn zurückzuhalten suchte von allen politischen Unternehmungen. Als ihre Ermahnungen fruchtlos blieben, verließ sie

trauernd das schöne Heidelberg und zog sich nach Kaiserslautern zurück, wo sie ein frommes und wohlthätiges Leben führte. Aus ihren Memoiren hat die Geschichte des Winterkönigthums ihre glaubwürdigsten Quellen geschöpft.

Als am 19. August 1619 die Böhmen den Kaiser Ferdinand II. der böhmischen Krone für verlustig erklärten, wurde Friedrich V. von der Pfalz durch fast einstimmige Wahl zum König von Böhmen erklärt. Er zauderte mit der Annahme, denn die Dornen dieser Krone, die Kriegsgefahren und Zwistigkeiten mit allen Fürsten, schwebten ihm wohl deutlich genug vor Augen.

Er erbat sich schriftlich den Rath seiner Gemahlin, die ihm in freudiger Ueberraschung, aber mit erzwungenem Ernst antwortete: „Weil Gott Alles leitet und ohne Zweifel auch dieses geschickt hat, so stelle sie ihrem Gemahl anheim, ob er die Krone annehmen wolle, sie sei für diesen Fall bereit, dem göttlichen Rufe zu folgen und dabei zu leiden, was Gott verhängen werde, ja alle ihre Kleinodien und Alles, was sie sonst habe, zum Opfer zu bringen.“

Ihre Feinde bezweifelten die Echtheit dieses ernst gehaltenen Briefes, und behaupteten, sie habe den rohen Ausspruch gethan: „Da ihr Gemahl den Muth

gehabt hätte, eine Königstochter zu freien, so möge er nun auch den haben, sie zur Königin zu machen. Sie wolle lieber mit einem Könige Sauerkraut essen, als mit einem Pfalzgrafen schwelgen." Man hat diese Lüge lange geglaubt, obwohl sie historisch vollständig wiederlegt ist.

Als Friedrich die Erklärung seiner Annahme der Krone unterzeichnen wollte, schüttete er in der Aufregung statt der Sandbüchse das Dintenfaß darüber, ein Umstand, den die Chronikenschreiber ganz ernsthaft berichten als deutliches Zeichen für das Mißlingen des ganzen Unternehmens.

Im September 1619 zog Friedrich mit seiner Gemahlin und großem Gefolge von seinem herrlichen Schlosse Heidelberg fort, das er nie wiedersehen sollte.

Als Kaiser Ferdinand die Königswahl Friedrich's erfuhr, rief er ärgerlich: „Die Böhmen sind närrische Leute!" Dann aber griff er gleich zu ernsten Maßregeln und nahm dem neuen Könige die Kurwürde und die Pfalz, um sie an den Herzog von Baiern zu verschenken, der fortan sein treuester Bundesgenosse ward. Das neue Herrscherpaar saß indessen vergnügt auf dem schwankenden böhmischen Throne und ließ sich die patriotischen Huldigungen seiner neuen Unterthanen gefallen. Die junge Königin empfing

die schönsten Geschenke von den angesehenen Bürgersfrauen von Prag zu ihrer bevorstehenden Niederkunft: eine Wiege von Ebenholz mit reicher Vergoldung und ein „Trühelein“ mit Edelsteinen besetzt für die Kinderwäsche. Auch hundertfünfzig schwere Dukaten in silbernen Schalen erhielt sie aus anderen Städten zum Geburtstag des nachmals als wilder Parteigänger bekannt gewordenen Prinzen Rupprecht, der am 26. Dezember 1619 das Licht der Welt erblickte.

König Friedrich reiste zur Huldigung in Begleitung vieler Edlen von Prag nach Mähren und Schlesien, er wurde in Brünn und Breslau mit wahrhafter Freude empfangen und schrieb seiner Gemahlin sehr glückliche Briefe darüber.

Diese weilte unterdessen in Prag und empfand eine trauervolle Ahnung für die kommenden Ereignisse. Die Kriegswolken verdichteten sich immer mehr; die erwartete Hülfe von ihrem königlichen Vater in England blieb gänzlich aus, worüber sich Elisabeth ganz besonders grämte, denn im Hinblick auf dieselbe, hatte sie ihrem Gemahl die Annahme der gefährlichen böhmischen Krone stets angerathen. Die Schlacht am weißen Berge 8. November 1620, die Friedrich mit den Seinen, trotz persönlicher

Tapferkeit, verlor, vernichtete das kurze Königthum, das allerdings nicht viel länger als einen Winter gedauert hatte.

Unter großen Bedrängnissen entfloh Friedrich mit seiner Gemahlin aus Prag und wendete sich zuerst nach Breslau. Von dort feuerte er seine Getreuen an, den Krieg fortzusetzen. Elisabeth wollte ihn durchaus nicht verlassen und schrieb ihrem Vater, daß sie lieber mit ihm untergehen wolle. Ueberhaupt muß hier zur Widerlegung aller Romanschreiber und Dramatiker, die Elisabeth's Lebensgeschichte mißbrauchten, ausdrücklich gesagt werden, daß sie ihren Gemahl aufrichtig und innig geliebt hat, so wie auch er ihr treu ergeben war. Das flüchtige Königspaar wendete sich nach Frankfurt an der Oder und Friedrich schrieb demüthig an seinen Schwager den Kurfürsten Georg Wilhelm, ihm einige Zimmer in Küstrin oder Spandau anweisen zu lassen, wo seine Gemahlin ihr sechstes Wochenbett halten sollte. Folgender Spottvers wurde auf dies Ereigniß gemacht:

In meiner Noth verlaß mich nicht,
Ich hab' mich mit der Kron' verstiegen,
Mein Weib laß in dem Kindbett liegen.

Die Verschiedenheit der Parteien zeigt sich in

den verschiedenen Versen am deutlichsten. Ganz gleichzeitig wurde die Winterkönigin, die man hier verspottete, von anderer Seite hochgefeiert:

So, wenn in innerer Schönheit Strahl
Der Herrin Bild erglänzte, traun
An Hoheit Königin und durch Wahl,
Sag' mir, mußt Du in ihr nicht schau'n
Den Stolz und Preis von allen Frau'n?

Man verstattete ihr den Aufenthalt in Küstrin, wo es bitter kalt war und die Zimmer kahle Wände hatten. Der Kurfürst Georg Wilhelm erklärte zudem noch laut, daß ihm der Besuch sehr lästig und kostspielig sei. Es entstand sogar Mangel an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen, Elisabeth's Zimmer war nur dadurch zu erwärmen, daß es über der Küche lag. Unter so traurigen bettelhaften Verhältnissen wurde der Prinz Moritz geboren, während kaum ein Jahr früher sein Bruder Rupprecht in Prag in Purpur und Gold gebettet war. Schon nach drei Wochen begab sich Elisabeth nach Berlin, wo sie im Schlosse einige bessere Zimmer erhielt.

Kaiser Ferdinand machte dem Kurfürsten von Brandenburg Vorwürfe, daß er seinem Feinde Schutz gewähre, und der unglückliche Böhmenkönig

mußte verkleidet aus Berlin entfliehen. Er ging zuerst nach Braunschweig, von dort nach Holland, wohin ihm seine Gemahlin folgte.

In diesem Zeitpunkt sah wahrscheinlich die Winterkönigin zuerst den Herzog Christian von Braunschweig von Angesicht, nicht auf ihrer Fluchtreise in Schlesien und auch nicht in Braunschweig, wie einige Geschichtsschreiber fälschlich angegeben haben.

Sein Interesse für die flüchtige Königin und berühmte Schönheit war dagegen unzweifelhaft vor der persönlichen Bekanntschaft lebhaft angeregt. Herzog Christian war der Bruder des regierenden Herzogs von Braunschweig und hatte als solcher das Bisthum Halberstadt erhalten, weshalb er in den Chroniken oft der tolle Halberstädter genannt wurde. Er war Rittmeister in holländischen Diensten und hatte sich schon durch seine Verwegenheit ausgezeichnet, bevor er sich zu den Fahnen Friedrich's gesellte. Als er Elisabeth zuerst sah, nahm er ihren Handschuh, heftete ihn an seinen Helm und schwur, ihn nicht eher abzunehmen, als bis er sie wieder auf den böhmischen Thron gehoben hätte. Er hielt seinen Schwur in anderer Weise, als er dachte; der Thron ward nicht wieder errungen, aber der Hand-

schuh ist auch wirklich nicht abgenommen worden. Man zeigt noch heute die Rüstung des tollen Herzogs mit dem Frauenhandschuh und der Devise

„tout pour Dieu et pour Elle!“

Er war erst zweiundzwanzig Jahre alt, als er Elisabeth kennen lernte, sie war fünfundzwanzig.

Die Geschichte hat Beide zu einem berühmten Liebespaare gestempelt und ihr Verhältniß ist allerdings ein Nachklang der Huldigungen aus der Zeit der Troubadours, aber keine gegenseitige Liebe verband sie. Christian stürzte sich in wilde Kämpfe zu Ehren seiner Dame, er ließ die Länder plündern, die er durchzog, und bewahrte ihr auch keineswegs eine fleckenlose Treue. Elisabeth nahm die Dienste ihres Paladins an und befeuerte ihn durch huldvolles Wesen zu immer neuer Kampflust, aber sie gab ihm nicht ihr Herz und hing ihrem Gemahl mit unverbrüchlicher Reinheit an. Die Auszeichnung, welche sie dem jungen Herzoge gewährte, war auch einer treuen Gattin durchaus anpassend, denn die größte, der er sich rühmen konnte, bestand darin, daß sie ihm eine Pathenstelle bei ihrem siebenten Kinde schenkte. Es war eine Tochter, die in Holland geboren wurde und zugleich aus Dankbarkeit

für den Schutz dieses Landes den Namen Hollandine neben dem des Herzogs empfing.

Der tolle Herzog Christian führte nur drei Jahre den verzweifelsten Krieg für seine Dame; als es ihm nicht gelang, ihr die Krone wiederzuverschaffen, trachtete er wenigstens danach, ihr das schöne Heidelberg wiederzugewinnen. Aber er verlor die entscheidende Schlacht im Lönerbruch in Westfalen, als er sich schon Sieger glaubte, durch den Abfall seines Bundesgenossen, des Grafen Mansfeld. Er entfloh nach Holland, wo er, kaum fünfundzwanzig Jahre alt, 1623 gestorben ist.

Elisabeth's Gemahl zog als Hilfe flehender Fürst noch fast zehn Jahre umher und starb erst 1632 zu Mainz; sie selbst fand eine dauernde Zufluchtsstätte in Holland, wo sie auf einem kleinen Landsitz mit tausend Gulden monatlichem Unterstützungsgeld der gutmüthigen Mynheers lebte. Doch kam sie damit nicht aus und hatte stets eine große Schuldenlast. Ihre Töchter blieben bei ihr, bis sich die schöne geistreiche Sophie mit dem Kurfürsten von Hannover vermählte und die Aeltermutter Friedrich's des Großen wurde. Eine andere Tochter ward Aebtissin des Damenstiftes zu Herford in Westfalen und eine dritte, Louise, eine talentvolle Malerin,

entfloh heimlich aus dem mütterlichen Hause nach Paris, wurde katholisch, lebte abwechselnd in der Welt und im Kloster, führte aber keinen christlichen Wandel.

Elisabeth hat sich im späteren Alter, wie man mit ziemlicher Gewißheit annimmt, heimlich vermählt, mit Lord Craven, dem sogenannten blauen Cavalier. Sie starb 1662.

Prinz Louis Ferdinand

von Preußen

und

Pauline Wiesel.

In einem Dachstübchen des Hauses Nr. 55 der Jägerstraße in Berlin standen zur Mitternachtszeit die Fenster weit offen und ließen Tonwellen voll Seele und Glanz in die laue Frühlingsluft hinausströmen.

Die wenigen verspäteten Wanderer blieben stehen und lauschten den zaubervollen Klängen. Berlin war damals, etwa im April des Jahres 1805, noch kleinstädtisch und Jedermann wußte, wer dort oben himmlische Melodien aus einem alten schlechten Clavier hervorlockte. Es war der Prinz Louis Ferdinand, der seine Abende bei Rahel Levin, der kleinen geistreichen Jüdin, zubrachte und ihr seine Phantasien vorspielte.

Sie lehnte am offenen Fenster und sah zu den Sternen empor, aus ihren Augen blitzte ein eben so himmlisches Licht, als aus diesen, denn sie verstand die Musik, die Sprache der Seele, und horchte mit stummem Entzücken den Lauten. Bitterer Schmerz und süße Wonne, Sehnsucht nach Glück

oder nach Tod, sanfte Klagen und wildes Jauchzen, Fluch und Gebet wußten die weißen Finger des Prinzen auf den Tasten des Instrumentes auszusprechen.

Plötzlich war er aufgesprungen, trat zu Rahel und setzte sich auf die Holzstufe zu ihren Füßen, ihrem Blick zum Sternenhimmel folgend:

„Liebe Kleine, unsere Seelen sind jetzt zusammen, ich sehe es Ihnen an, rein und glücklich schwimmen wir im Aether über allem irdischem Elend — — ja wenn ich bei Ihnen verweile, oder wenn ich auch nur recht lebhaft Ihrer gedenke, kann ich so auf dem Clavier spielen, daß ich mich selbst vergesse und Andere hinreiße — o warum fällt mir Pauline nie ein in solchen Momenten, warum verscheucht der Gedanke an sie alle meine edelsten Stimmungen und Ideen!“ sagte der Prinz und fuhr mit der weißen Hand durch die wilden Locken.

„Können Sie denn leichter an Henriette denken, wenn Sie durch die Musik sich in erhöhte Stimmung versetzt haben?“ fragte Rahel und blickte mit einem halb wehmüthigen halb ironischen Lächeln zu ihm herab.

„Boshafte Kleine, weshalb erinnern Sie mich an diesen Zwiespalt meines Herzens — Henriette und

Pauline, Engel und Dämon meines Lebens! — Die Eine quäle ich, von der andern werde ich gequält! O, über die Frauen — es giebt noch einen weiblichen Namen, der Gewalt über mich hat, es ist Louise! Sie schwingt das Flammenschwert des göttlichen Strafgerichts über mich armen Sünder, ein Strahl aus ihren blauen Diamantaugen könnte mich in den Tod jagen oder auf den Gipfel des Glückes heben, o wie sie mich oft zur Verzweiflung bringt mit ihrer Verachtung —"

„Haben Sie der Königin wieder Ursache zum Zorn gegeben? Prinz, beichten Sie mir rasch Ihr Vergehen!" unterbrach Rahel den exaltirten Redestrom und setzte sich traulich auf die Holzstufe neben ihren hohen Freund, als wäre sie sein guter Kamerad. Wie ein solcher plauderte er nun gemüthlich weiter und erzählte ihr einen Theil der tollen Streiche, die man von ihm in Berlin stets mit Vergnügen hörte, von Mund zu Munde verbreitete und — vergrößerte! So war er auf der Gallerie des Opernhauses zwischen dem gemeinsten Publicum der lauteste und wildeste Zuschauer gewesen, während in der Hofloge die Königin saß und strafende Blicke nach oben sendete. Es wurde ihr alsbald berichtet, daß „Prinz Louis", wie er gewöhnlich genannt

wurde, sich bei einem Diner mit Schauspielerinnen berauscht habe. Ein anderes Mal hatte er mit dem Kapellmeister Dusseck und einigen Offizieren gezecht, bei welcher Gelegenheit sich alle Anwesenden die Zöpfe abschnitten. Bekanntlich gehörte damals der Zopf zur Uniform der preußischen Armee. Auch wilde Reiterstückchen erzählte man von ihm; ohne Urlaub ritt er heimlich von Magdeburg nach Berlin vier Relaispferde zu Schanden. Der prinzliche Wildfang war dennoch ein Liebling des sittenreinen und etiquettestrengen Königs Friedrich Wilhelm III. und auch die schöne Königin Louise war nur scheinbar unzufrieden mit ihm. Sie setzte auf den kühnen übermüthigen Prinzen, den Neffen Friedrichs des Großen, alle ihre Hoffnungen, um den Kriegsruhm Preußens gegen den französischen Siegeslauf Napoleons zu bewähren. Schon als zwanzigjähriger Jüngling hatte Prinz Louis Ferdinand mit seinem Oheim, Friedrich Wilhelm II., sich im Kriege gegen Frankreich ausgezeichnet, und kaum acht Jahr später brannte er vor Begier die Franzosen zu schlagen. Er drängte den klarer sehenden, besorgten König zum blutigen Würfelspiel, das so unglücklich ausfiel.

Der Krieg mit Frankreich war sein Lieblingsthema und auch im nächtlichen Gespräch mit Rahel

kam er immer wieder darauf zurück. Sie war seine Gesinnungsgenossin, eine Patriotin im schönsten Sinne des Wortes und fachte seinen Enthusiasmus nur noch höher an.

Als er sich endlich erhob, um seine Seelenfreundin zu verlassen, stand er vor ihr wie ein Bild edelster Männerschönheit, genau so, wie ihn mehr als ein halbes Jahrhundert später Theodor Fontane geschildert hat:

„Sechs Fuß hoch aufgeschossen —
Ein Kriegsgott anzuschauen,
Der Liebling der Genossen,
Der Abgott aller Frauen —
Blauäugig, blond, verwegen,
Und in der jungen Hand
Den alten Preußendegen —
Prinz Louis Ferdinand."

Er mußte die hohe Gestalt tief beugen, um durch die niedrige kleine Thür von Rahels Mansardenzimmer zu gehen; die steile, enge Treppe war stockfinster, Rahel mußte ihm hinableuchten.

„Um Dachstubenwahrheit bei mir zu hören, müssen Sie es sich wahrlich sauer werden lassen, Königliche Hoheit," sagte Rahel und hüllte mit ihrer kleinen Hand das Licht ein, um es vor dem Zugwind zu schützen. Das Blut schimmerte rosig durch

7*

ihre Finger und beleuchtete magisch ihr bleiches scharfgeschnittenes Gesicht.

„Sie sehen ordentlich hübsch aus, liebe Kleine, wer uns hier die Treppe hinab klettern sähe in so später Stunde, könnte uns leicht für ein Liebespaar halten," lachte der Prinz und reichte seine behandschuhte Rechte zum Abschied dar.

„Ich bin ja ein ganzes Jahr älter als Sie und Jedermann weiß, daß uns ein völlig unpersönliches Verhältniß verbindet; ich bin die Vertraute Ihrer sämmtlichen Liebesgeschichten," sagte Rahel und schloß die rostige Hausthür mühsam auf. In einer dunklen Ecke des Flurs regte sich etwas, ein Besen und allerlei Gerüll stürzte um.

„Es können Diebe sein, ich will nachsehen Rahel," rief der Prinz, aber sie drängte ihn zum Fortgehen, es kam ihr in der unordentlichen, häßlichen Umgebung ihres Hauses ganz ungehörig vor, ihn noch länger aufzuhalten. Sie fühlte seine Herablassung und ihr Stolz empörte sich dagegen.

Kaum hatte sie aber die erste Treppenstufe erreicht, als sie ein schallendes Gelächter hinter sich hörte und aus den alten Weinfässern und Besenstielen in der dunklen Ecke erhob sich eine verschleierte Gestalt.

„Pauline, Sie hier? Wenn das der Prinz wüßte, ich will ihn zurück rufen —“

„Ei bewahre, ich bin ja noch im Streit mit ihm, er muß erst tüchtig gequält werden, ich weiß, er wird noch eine Stunde unter meinem dunklen Fenster auf- und abmarschiren und morgen früh erfährt er dann von meinem Mädchen, daß ich die ganze Nacht nicht zu Hause war. Ich bleibe bei Ihnen, Rahel.“

„Aber wozu wollen Sie ihn so quälen, er wird außer sich sein.“

„Das macht mir Vergnügen; geliebt zu werden ist oft so langweilig, ich muß Abwechselung haben! Auf Sie wird Louis doch nicht eifersüchtig sein?“ Damit umschlang die junge Frau Rahels zierliche Gestalt und hob sie fast die Treppenstufen hinauf.

Oben angelangt, sprang sie auf das Sopha und erklärte, dort schlafen zu wollen. Rahel stellte das Licht auf den Tisch und holte noch ein anderes, welches sie dicht an Paulinens Gesicht rückte.

„Weshalb wollen Sie mich so hell beleuchten?“

„O ich bin es gewohnt, Sie immer in's beste Licht zu stellen, Sie wissen ja, wie ich Sie lobe und vertheidige! Aber diesmal will ich genau sehen, wie schön Sie sind! Das ist also das Köpfchen, welches

so verdreht ist durch Eitelkeit — welch ein Glück muß die Schönheit sein.“

„Sie irren, die besitze ich gar nicht, ich weiß, daß meine Schwestern viel hübscher sind als ich, aber sie sehen dumm aus und mir gab ein Gott zu sagen, was ich denke, dann gilt man immer für klug.“

„Wie kommen Sie denn zu einem Ausspruch, der an Goethe erinnert, Pauline? Haben Sie das vom Prinzen gelernt?“

„Sie haben ja selbst gesagt, Rahel, daß ich Alles annehme, Gutes wie Böses, von den Männern die ich liebe.“

„Aber Pauline, in der Liebe darf man nicht im Plural reden, sondern immer nur in der ersten Person.“

„Und in der zweiten — o, ich weiß schon: l'egoisme à deux, ich spreche eigentlich besser französisch als deutsch, wenigstens merkt man bei Ersterem hier in Berlin die Fehler nicht so rasch, während die Leute gleich lachen, wenn 'mal der dumme Dativ mit dem noch dummern Accusativ im Deutschen verwechselt wird. Das ist ja eigentlich Alles egal; wenn wir unter uns sind, sprechen wir doch gern unser altes gutes Berlinisch, nicht wahr, Rahelchen? Nun sagen Sie, hat Ihnen Louis wieder sehr viel

Böses von mir erzählt, oder habt Ihr nur von Musik und Poesie geredet? Ich weiß, Ihr könnt davon gar nicht aufhören, wenn Ihr einmal angefangen habt — es ist ganz unerträglich langweilig, ich kann es nicht fünf Minuten aushalten, etwas davon anzuhören. Die einzige amüsante Schriftstellerin, die ich kenne, ist Frau von Staël. Sie sagte neulich zu mir, indem sie mich mit dem Augenglas ungefähr wie ein Bild betrachtete: „Ach ich würde allen Ruhm hingeben für ein wenig von dem Liebeswahnsinn, den Sie erregen." Das war doch schmeichelhaft für mich."

„Nun ich finde, daß die dicke, häßliche, unruhige Frau zufrieden sein könnte mit ihren Erfolgen in der Männerwelt. Benjamin Constant huldigt ihr doch sehr auffallend. Wilhelm Schlegel fängt auch bereits an für sie zu schwärmen, und Prinz Louis ist erst neulich mit seinem stolzen Grauschimmel an ihr Fenster in der Burgstraße herangeritten und hat sich auf offener Straße sehr lange mit ihr unterhalten. Und daß sie den Haß eines Menschen wie Napoleon erregen konnte, ist fast eben so schmeichelhaft, als wäre es seine Liebe," sagte Rahel nicht ohne Bitterkeit, denn sie mochte die Staël nicht leiden, wie diese berühmte Schriftstellerin denn

überhaupt selten den Frauen gefallen hat. Nur die Königin Louise bezeugte ihr großes Interesse, was wahrscheinlich aus dem beiderseitigen Abscheu vor dem Weltthyrannen entstand. Es ist Thatsache, daß die Königin Louise über den Roman Corinna, in welchem die Staël allerdings viel wahre und warme Empfindung niedergelegt hat, bitterlich weinte.

„Ich wundere mich eigentlich, daß Sie die Staël nicht mögen, Rahel, ich dachte, die geistreichen Frauen hielten zusammen, aber es scheint doch, daß Ihr nicht besser seid als wir und der Beifall der Männer Euch eben so wichtig ist, als uns, obwohl Ihr immer von der „Moral" redet; Sie haben mich zwar heute noch gar nicht ausgescholten."

„Doch beklage ich es gerade jetzt, wo ich Ihr edelgeschnittenes, schönes Gesicht so genau betrachte, Pauline, daß Sie so leichtsinnig sind! Wie glücklich würden Sie sein, wie würden Sie den Prinzen veredlen durch Ihre Liebe, wenn Sie nicht durch Wiesel, also durch Ihren eigenen Mann, so laxe Grundsätze empfangen hätten."

„Ja da haben Sie Recht, der hat mich gründlich verdorben; er glaubte wohl, ich sei schon verloren, als ich in seine Hände kam — ach, Rahel, wissen Sie denn nichts von meiner Liebe zu Schuwaloff,

dem genialen, schönen Russen? Ich glaube, Sie waren damals in Paris, um sich über die abgebrochene Verlobung mit dem Grafen Finkenstein*) zu trösten" sagte Pauline, während ihre heiteren Augen plötzlich sich mit Thränen füllten. „Was habe ich gelitten, Rahel, Angst und Furcht vor Schande brachten mich beinahe um."

Was Pauline Wiesel in jener Nacht ihrer Freundin erzählte, wollen wir unsern Lesern lieber nicht mit ihren eigenen Worten zu Gehör bringen, weil sie dieselben zu wenig wählte und mit einem unübersetzbaren Cynismus die zartesten, geheimnißvollsten Empfindungen des weiblichen Herzens behandelte. In ihrer leidenschaftlichen Aufregung riß sie indessen die mitleidige Rahel zu lebhafter Sympathie hin und legte dadurch den Grund zu einer fast unbegreiflichen Freundschaft zwischen beiden grundverschiedenen Naturen.

Um das Verhältniß zwischen dem Prinzen und Rahel zu charakterisiren diene folgender Brief: Rahel an Baron Fouqué (Nov. 1811.) — — Sie sollen die Briefe und Billets haben, die ich von Louis conservirt habe. Er war die feinste Seele:

*) Siehe: Berühmte Liebespaare. Erster Theil. Mit achtzehn Portraits. Braunschweig, Westermann. Seite 278.

von Niemand gekannt, wenn auch viel geliebt und viel verkannt. Es ist nicht Eitelkeit, daß ich mich so mit hinüber spielen möchte. Meine ehrenvollsten Briefe sind verbrannt, damit Feinde sie nicht lesen. Denn alles schrieb der viel Verworrene der vertrauten Freundin, oft auf einen Bogen, auf eine Blattseite. Mit wahrhaftem Vollgefühl sage ich Ihnen aber: „Schade daß meine Briefe an ihn nicht da sind.“ Gerne ließe ich der Welt das Exempel, wie wahrhaft man mit einem königlichen Prinzen, der schon von Ruhm geführt und hoch geliebt war, sein kann. Er hat alles, was er schriftlich besaß — wie ich — vor dem letzten Ausmarsch in Schriecke verbrannt, weiß ich von Major Möllendorf. Auch hat sich nichts gefunden. Sonst hätte man das Geklatsche schon gehört. Man kann Fürsten die Wahrheit sagen und verschweigt man sie einem Wütherich, um Martern auszuweichen: so wird er dies schon merken.

Mißhandelt wurde Louis oft — zur Empörung — aber schmeicheln thaten sie ihm doch und die Wahrheit habe ich ihm nicht sagen hören, wenn nicht Persönlichkeit dazu trieb, und großartig, dies nur von Einer, von Paulinen! Mir aber machte er es möglich, sie ihm jedesmal, wie ich sie einsah,

zu zeigen. Gewiß gebührt diesem menschlichsten der Menschen dieser Ruhm!

Das Menschlichste im Menschen faßte er auf, zu diesem Punkte hin wußte sein Gemüth jede Handlung, jede Regung der Anderen zurückzuführen. Der war sein Maaßstab, sein Probirstein in allen Augenblicken des ganzen Lebens. Das ist das Schönste, was ich von ihm weiß. Nie sprach er hierüber mit mir, nie ich mit ihm. Ich sah es aber ein, lebenslang. Er erröthete, wenn Menschen von anderen zum Narren gehalten wurden: das sah ich, als man dies einmal ziemlich gelinde mit einem verrückten Juden in seiner Gegenwart vornahm: er schenkte ihm Wein ein und behandelte ihn geschwind als seinen Gast.*) Mein Verhältniß zu ihm war sonderbar, beinah ganz unpersönlich. Obgleich er seine letzte Lebenszeit mit und bei mir zubrachte (mehr als die letzten drei Jahre). Von uns zu einander war keine Rede. Doch mußte er mir alles sagen: componirte er, sollte ich bei ihm sitzen; spielte er — am Ende gezwungen — Karten auch. Mein Gräuel! Ich werde Ihnen noch viel von seinem Innern sagen, wie ich's weiß, was Sie aufschreiben können. Einmal schrieb ich ihm nach

*) Wie schön-menschlich!

Schriecke, sehr aus dem Herzen, worin ich ihm sagte: wenn ich Ihnen die Wahrheit nicht sagen soll, so habe ich nichts zu sagen.

Ich schrieb ihm Gnädiger Herr und Königliche Hoheit und Sie. Im Gespräch ebenso, nur in sehr guter Laune und dringenden Fällen anders. Er nannte mich Kleine, Levi oder Rahel oder Mademoiselle vor Leuten. Vor vielen Jahren als wir noch nicht so sehr liirt waren und er nur viel zu mir kam, attakirte er mich über Goethe, fing mich in einer Thüre und docirte wie schlecht Egmont sei, sehr lange mir zur marterndsten Langenweile, weil ich nur der Schicklichkeit fünf Worte opferte und gar nicht antwortete. Wie Goethe einen Helden habe schildern können, in einer so miserablen Liebschaft mit solchem Klärchen u. s. w. Ein Jahr vor seinem Tode schrieb er aber seiner Geliebten, er sei vom Herzoge von Weimar mit Goethe zu Haus gegangen, habe sich in sein Bett gelegt, Goethe davor, und da wäre er denn bei Punsch aufgethaut, er habe über alles mit ihm gesprochen und nun habe er gesehen, was er für ein Mann ist, mit noch vielem Lobe, welches er so beschließt. „Laß dies ja der Kleinen lesen, denn alsdann bin ich ihr gewiß unter Brüdern dreitausend Thaler mehr

werth.“ Dies, Fouqué, war mein größter Triumph in der Welt.

Ein großer Prinz, mein Freund, der Vetter meines Königs, der Neffe Friedrichs des Großen, der noch von ihm gekannt war, mußte mir das schreiben, ohne daß ich je von Goethe mit ihm gesprochen hatte. Es mußte der menschlichste Prinz seiner Zeit in seinen eigenen leibhaftigen Freunden, dem größten Dichter huldigen. Dies schrieb ich Ihnen aus Eitelkeit.

Nun aber setzte ich mich hin und schrieb Louis einen großen Brief, worin ich ihn bat, sich zu erinnern, daß ich nie mit ihm von Goethe gesprochen hätte, nie ihm gesagt er solle etwas von ihm lesen, jetzt aber möchte er es thun, und nicht Einzelnes, um Goethe's Werke kennen zu lernen, sondern alles von ihm, um Goethe kennen zu lernen u. s. w. Er hatte mir erzählt, wie er sonst gar sich nicht hätte zu lieben unterstanden, wenn es nicht eine berühmte Elegante war, wie er war, wie französische Koterien und Familien sind. Eine Menge mündlich! — — —

Die Lebensgeschichte von Pauline Wiesel ist eine sehr bunte und soll hier nur kurz angedeutet werden. Pauline wurde 1777 zu Berlin geboren; ihr

Vater war einer von den vielen geheimen Räthen niederen Ranges, an denen die preußische Beamtenlaufbahn so reich ist. Er stand als geheimer Hofrath oder Kammerrath im Dienste des Vaters von Prinz Louis Ferdinand und hieß Cäsar. Seine hübschen Töchter waren ächte Berliner Kinder, namentlich Pauline, von der Rahel in einem ihrer geistreichen Briefe an Brinckmann sagte, daß sie den Berlinismus auf's vollständigste repräsentirte. Es soll damit ein hoher Grad von Eitelkeit, Halbbildung und Leichtfertigkeit bezeichnet werden, der allerdings im Beginn dieses Jahrhunderts in gewissen Kreisen Berlins herrschte. Pauline Cäsar stand bereits mit zwanzig Jahren in einem sehr viel besprochenen Verhältniß zu einem vornehmen, reichen Russen Schuwaloff; um ihren Ruf wieder herzustellen, beredete die Geheimräthin Cäsar ihre Tochter, den Kriegsrath Wiesel zu heirathen. Derselbe war ganz dazu geeignet, die bereits begonnene Verwirrung der sittlichen Begriffe bei seiner jungen Frau zu vergrößern. Er war ein Freigeist im Geschmack der damaligen Zeit, wo man für klug galt, wenn man an den ehrwürdigen Gesetzen der Religion und Sitte sich mit dummen Witzen versündigte. Die französische Verderbniß war mit der Revolutions-

literatur sehr allgemein in Deutschland verbreitet worden.

Wiesel scheint sonst übrigens gutmüthig und gebildet gewesen zu sein, Rahel lobt ihn oft in ihren Briefen, auch Henriette Mendelssohn und Adam Müller, der in Wien mit Wiesel näher befreundet war. Er starb dort 1825 im Elend, wohnte vier Treppen hoch und holte sich seine Nahrungsmittel mühsam herbei, bettelte sich Kartoffeln und fing sich eigenhändig Fische dazu. Zuletzt wurde er monatelang bettlägerig und erhielt dann seinen Unterhalt durch mildthätige Freunde. Daß seine Frau, die damals noch Vermögen besaß, sich um ihn bekümmert hätte, wird nirgends erwähnt.

Sie benutzte ihren Titel als Frau Kriegsräthin Wiesel nur, um ein möglichst ungebundenes Leben führen zu können; sie hatte schon verabredete Abendgesellschaften mit vornehmen Taugenichtsen, ehe sie mit dem Prinzen Louis Ferdinand näher bekannt wurde. Er selbst schrieb diese Thatsache an seine andre Geliebte, Henriette Fromm, der er jedoch später wegen Pauline Wiesel untreu wurde. Der Brief ist in der damaligen französischen Modesprache geschrieben und beweist, daß der Prinz dieselbe besser inne hatte als das Deutsche, welches er bekanntlich

sehr fehlerhaft sprach und schrieb. Er rühmt sich in diesem Briefe, spröde und zurückhaltend gegen Pauline Wiesel gewesen zu sein. Seine Geliebte hatte ihm kurz vorher den Vorwurf gemacht, daß er sich „kokett" gegen dieselbe benommen habe. Die Eifersucht zwischen den beiden Frauen kann übrigens nicht groß gewesen sein, denn es steht fest, daß sie sich viel sahen und daß sogar Pauline Wiesel die Kinder von Henriette Fromm, einen Knaben und ein Mädchen, Lolo und Cagotte, zuweilen in ihre Obhut genommen hat. Der Prinz bat sogar seine zweite Geliebte, sich seiner ersten mit Rath und That anzunehmen, wie aus dem Briefwechsel mit Pauline Wiesel hervorgeht.*) Es ist dies um so unbegreiflicher, als Letztere zeitlebens für unvernünftig und kindisch galt. Durch ihren Umgang mit Rahel und mit geistreichen, aber leider auch grundsatzlosen Männern hatte sie sich den Schein von Genialität zu geben gewußt, der allerdings hin und wieder über ihren Mangel an Verstand und Bildung täuschen konnte. Es gehört zu den Traditionen, welche ungeprüft geglaubt werden, daß sie

*) Briefe des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen an Pauline Wiesel. Herausgegeben von Alexander Büchner 1865. Leipzig, Brockhaus.

in hohem Grade schön gewesen sei. Doch ist dies keineswegs wahr; es existiren in Berlin noch Personen, welche sie gesehen haben, als sie noch ziemlich jung war, und sogar eine nahe Verwandte von ihr zeigte oft eine Gallerie von Familienbildnissen, unter denen Paulinens hübsche Schwestern sich befanden, aber leider nicht sie selbst. Diese Verwandte hatte jedoch noch eine deutliche Erinnerung an ihre „Tante Pauline" und versicherte, daß sie durchaus nicht eine eigentliche Schönheit gewesen sei, nur ihr zierliches Köpfchen sei durch die damalige kurze Haartracht, Titus- oder Schwedenkopf genannt, vortheilhaft hervorgehoben worden, ebenso wie ihre füllereiche und doch schlanke Gestalt durch die antike schleierlose Kleidung jener Zeit. Eine wilde Grazie und eine kecke, beinahe cynische Redeweise haben wohl den Zauber dieser berühmten Kokette hauptsächlich ausgemacht. Sie verstand es zudem meisterhaft, zu schmeicheln und Liebe zu heucheln, wobei sie einen gewissen sentimentalen Jargon anwendete, der damals ebenfalls zum Modeton gehörte. Auf diese Weise hatte sie sich die bewundernde Liebe und Nachsicht von Rahel gewonnen, der es jedoch eigentlich nicht vergeben werden kann, daß sie dieselbe an einen so unwürdigen Gegenstand verschwendet hat.

Rahels reine, freie Seele haßte die „Prüderie“, die Prahlerei mit der Tugend und glaubte sich darum verpflichtet, Paulinens offenkundige Verachtung aller Rücksichten, vertheidigen zu müssen. Aber sie verfiel dadurch in die entgegengesetzte Verschuldung und leistete der „Prahlerei mit dem Laster“ eine Unterstützung, die Rahels ganz unwürdig war.

Die berühmten geistreichen Männer aus Rahels Umgangskreise, wie Prinz Louis Ferdinand, Gustav von Brinckmann, Alexander von Humboldt, Friedrich von Gentz u. s. w. trugen wohl auch dazu bei, Rahels Urtheil über Pauline zu verwirren, denn sie huldigten Letzterer in wahrhaft exaltirter Weise und rissen Rahel mit sich fort, in den frivolen Cultus des Götzenbildes mit einzustimmen.

Als Pauline Wiesel den Prinzen Louis Ferdinand kennen lernte, war sie ungefähr vierundzwanzig Jahre alt; er hatte sie vorher nicht beachtet, vielleicht sogar kaum gesehen, trotzdem ihr Vater im Dienste des seinigen stand, denn, erst war der Prinz theils anderweitig durch galante Verhältnisse gefesselt, theils abwesend und später reiste Pauline mit Wiesel und einem seiner Freunde, einem Kammergerichtsrath Vetter, in der Welt umher. Letzterer war ebenfalls ein glühender Verehrer von ihr und

hatte sich die seltsame Aufgabe gestellt, Pauline vor den leichtsinnigen Ansichten ihres eigenen Mannes zu schützen, namentlich ihr in dem gefährlichen Paris zur Seite zu stehen, wohin Wiesel durchaus zuerst mit seiner jungen Frau reisen wollte. Vetter scheint seine Aufgabe nicht genügend gelöst zu haben, denn Pauline klagte selbst darüber, daß sie in Paris sehr verdorben worden sei. Daß Prinz Louis Ferdinand in die Hände dieser Frau gerathen mußte, ist eigentlich als sein größtes Unglück zu betrachten. Sie untergrub den, freilich ohnehin schwachen, Rest seines moralischen Gefühls gänzlich, sie zwang ihn fast eben so sehr zu lächerlichen wie zu niedrigen Handlungen. Sie prahlte mit seiner Leidenschaft für sie; oft ließ sie ihn stundenlang im Regen unter ihrem Fenster warten, damit die Leute sehen sollten, wie wahnsinnig er sie liebte. Dann stürzte sie durch ihre maßlose Verschwendung und ihre Geldforderungen ihn in die ehrenrührigsten Händel mit Wucherern. Der Prinz war ohnehin tief verschuldet, seine Apanage reichte niemals für ihn aus, seine Güter trugen nichts ein, weil sie schlecht bewirthschaftet waren, und eine reiche Erbschaft seines Onkels, Prinz Heinrich, wurde ihm von seiner eigenen Mutter lange Zeit vorenthalten.

Unter seinen Briefen fand sich ein Zettelchen, welches beweist, daß er für Pauline unter anderem Namen Wechsel angewiesen hat, es lautet:

„Ich bescheinige hiermit, daß Madame Wiesel, geborene Pauline Cäsar und die Pauline Stein, an die auf meine Ordre der Wechsel von Mohr in Leipzig durch Herren Hummel in Wettin trazirt ist, eine und dieselbe Person ist, und habe dies, wenn es zu Irrungen und Schwierigkeiten Gelegenheit geben sollte, durch meine Namensunterschrift und Petschaft besiegelt.

Louis, Prinz von Preußen."

(Darunter ein großes rothes Wappensiegel mit der Krone.)

Pauline gab dem Prinzen auch sehr oft Anlaß zur Eifersucht; bald zürnte er ihr, weil sie im Theater sich von einem jungen Offizier in auffälliger Weise den Hof machen ließ, bald, weil sie mit einem bekannten Wüstling vertrauliche Unterhaltungen hatte. „Dies Zuhausefahren, wie oft verbot ich es nicht schon", schreibt er ihr in einer seiner naiven unorthographischen Liebesepisteln, in denen er sie bald vergötterte, bald auszankte. Als Probe soll hier noch ein Auszug daraus stehen: „Pauline, Du würdest gerührt sein, wüßtest Du, welchen Schmerz

mir Deine ganze Handlungsweise verursachte! Die schlimmen unseligen Folgen derselben häufen sich jeden Augenblick; nach einem steten Wechsel der schmerzlichsten Scenen mußte ich so tief, so unendlich durch Dich gekränkt werden! Ich mußte Dich dem strafenden und doch noch zu gelinden Urtheil aller Derer ausgesetzt sehen, denen meine Ruhe, meine Ehre, mein Glück theuer ist! Von allen Seiten mußte ich gekränkt werden! Pauline, Du, von der ich mit Recht so viel Liebe, so viel Ersatz erwarten konnte, Du hast mein Innerstes zerrüttet. Kein schönes Gefühl, kein edles ließ meine Leidenschaft in Deiner Brust keimen! Verrathen hast Du mich, betrogen. Aufgeopfert jeder Impulsion von Leidenschaft! Welches Pfand der Besserung willst Du mir geben, da solche Liebe, wie die meinige, Dich nicht ergreift, Dich nicht würdiger, nicht besser machen konnte. Ich mag Dein Herz nicht betrüben mit Schilderung alles Dessen, was Deine Aufführung hier hervorgebracht, wie gehässig Deine Klatschereien, Deine kleinen Intriguen mit Diesem und Jenem, Deine Betrügereien hier erscheinen! — Ganz zerknirscht hat mich eine Unterredung mit meiner Schwester; der Mutter habe ich heute Alles geschildert, was zwischen uns vorgestern vorgefallen

ist. — — Doch genug, Pauline, der Vorwürfe, liebes, bestes reuevolles Wurm, komm nach Berlin, schnell, beweise dort, daß nicht gewaltsames Handeln und kein prämiditirter Plan, sondern Eifersucht und Liebe Dich verwirrten. Versprich mir heilig, Deinem Louis, der sich so sorglos Deiner Liebe anvertraute, nicht mehr mit einem Wust von Intriguen, Geschwätz und halb wahren Geschichten zu umringen, sei würdiger, weiblicher, als Du es bist und ich drücke Dich liebevoll an mein Herz. Wir sehen uns in Schriecke (das Gut bei Magdeburg) dann wieder."

Man sieht aus diesem Briefe, daß auch die vielgeschmähte Pauline zuweilen Veranlassung zur Eifersucht fand. Der Prinz soll während seiner Verbindung mit ihr eine heftige Neigung zu einem adeligen Fräulein gehegt haben, die auf tragische Weise durch den Tod des jungen Mädchens endete; dasselbe ließ sich die Briefe des Prinzen mit in's Grab geben.

Das Verhältniß zu Henriette Fromm gab dagegen Paulinen keinen Grund zur Eifersucht mehr, obgleich der Prinz es ganz abzubrechen niemals den Muth hatte. Er liebte namentlich seine beiden Kinder mit wahrhafter Zärtlichkeit. Henriette soll eine kleine hübsche Brünette gewesen sein; er lernte

sie als Braut eines Amtsraths in Schriecke, seinem Gute und Lieblingsaufenthalte, kennen und entführte sie wenige Tage vor ihrer Hochzeit. Einem ganz unverbürgten Gerüchte zu Folge, soll Henriette aus Verzweiflung über des Prinzen Leidenschaft für Pauline Wiesel ein Liebesverhältniß mit dem Kapellmeister Dusseck eingegangen haben. Fanny Lewald schilderte dasselbe ausführlich in ihrem Roman (Prinz Louis Ferdinand von Preußen 1849. Berlin.) Daß sie dabei sich streng an die historische Wahrheit gehalten hat, ist nicht wahrscheinlich. Jedenfalls hat sie darin auch eine andere Fiction sich erlaubt, nämlich eine Leidenschaft Rahels für den Prinzen; es ist bekannt, daß Herr von Varnhagen, dem Fanny Lewald ihren Roman gewidmet hat, die Thatsache vollständig ableugnete und es sehr übel nahm, daß seine Gattin in dieser Weise geschildert ward, weil Rahels Palladium gerade die Wahrheit war; sie würde diese romantische Lüge nie vergeben haben! Die allerdings sehr innigen Briefe des Prinzen an Rahel, worin er sie stets „liebe Kleine“ nannte, sind gewiß das schönste Zeugniß ihrer ächten Seelenfreundschaft, aber sie schließen die Annahme eines Liebesverhältnisses aus.

Uebrigens soll hier gleich noch hinzugefügt werden,

daß sich Henriette Fromm nach dem Tode des Prinzen allerdings verheirathet hat, aber nicht mit Dusseck, sondern mit einem „Angestellten", wie man in dem beamtenstolzen Berlin zu sagen pflegte. Ihre beiden Kinder wurden unter dem Namen von Wildenbruch später legitimirt.

Die ferneren Schicksale von Pauline Wiesel sollen hier noch in gedrängter Kürze erwähnt werden. Sie bewährte ihre frivole Naturanlage in allen Lagen des Lebens. Kaum zwei Jahre nach des Prinzen Tode wurde von einem scandalösen Verhältniß zwischen ihr und einem französischen General in Berlin viel gesprochen, eine Thatsache, die auch durch eine historische Erinnerung von Fritz Reuter in seinem Schurr-Murr bestätigt worden ist. Sie führte dann ein ziemlich unstetes Reiseleben, war bald in Wien, wo Gentz ihr galante Briefe schrieb und Geldmittel verschaffte, bald in Paris, auch zwischendurch wieder zeitweise in Berlin, wo sie viel bei Rahel und auch bei ihrer Tante, der früher vielgenannten Frau von Crayen, weilte. Schon dem Matronenalter nahe, fand sie noch einen Freier. Ein französischer Offizier a. D., der sich, ob mit Recht oder mit Unrecht, Baron Vincent nannte, trug ihr seine Hand an und sie sah sich ganz

unerwartet an der Spitze eines geachteten Hausstandes mit mehreren Stieftöchtern. Sie schrieb über ihre Heirath an Frau Mendelssohn in Berlin:

„Denke nur, ich bin ordentlich „vors Altar" getraut worden." Es lag in dieser naiven Verwunderung ein unwillkürliches Eingeständniß, daß sie nach ihrem langjährigen Abenteuerleben eigentlich nicht mehr an die Möglichkeit einer Rehabilitation durch die Ehe geglaubt hatte. Sie ließ sich nun mit vielem Vergnügen „Frau Baronin" nennen, suchte aber unter der Hand doch eine Pensionsverschreibung des einstigen prinzlichen Geliebten in Berlin zu realisiren, was ihr jedoch nicht gelungen sein soll. Von Schuwaloff's Familie erhielt sie übrigens noch immer eine Pension, obwohl das Kind, für welches dieselbe eigentlich gezahlt wurde, längst gestorben war.

Auch nach Berlin kam Pauline noch einmal in späteren Jahren zurück, auf eine Einladung von Rahel, die in der alternden Freundin immer noch die gemeinschaftliche Jugend liebte. Pauline war aber unzufrieden mit Berlin, weil sie dort die frivole Gesellschaft ihrer Zeit nicht wieder finden konnte. „Ihr seid auch gar zu arg jetzt mit „die Moral", sagte sie in ihrem alten scherzhaften Jargon und

gähnte verdrießlich. Von ihrer eigenen Erscheinung machte Varnhagen damals eine wenig vortheilhafte Schilderung. In dem alten vergelbten Gesicht und der dicken Gestalt machten die Reste welker Reize einen abstoßenden Eindruck. Das weibliche Alter ohne Würde ist eine Fratze! Auch Rahel lernte einsehen, daß sie sich selbst wegwarf, als sie mit Pauline Wiesel Freundschaft schloß. Rahel starb am 7. März 1834 und mehr als fünfzehn Jahre später Pauline Wiesel. Die Choleraepidemie, welche 1849 in Paris herrschte, raffte sie hinweg. So hatte sie den Prinzen Louis Ferdinand fast um ein halbes Jahrhundert überlebt. Als die alte Frau starb, dachte man nur noch selten an ihn, aber einige Jahrzehnte später blühte sein Andenken noch einmal im Glorienschein seines Heldentodes auf. Durch Deutschlands Siegeszug gegen die Franzosen sollte er glänzend gerächt werden.

Mit tiefer Wehmuth erinnert man sich jetzt an den trüben Octobertag von 1806, wo Louis Ferdinand voll Heldenmuth aber machtlos das stolze Schwert zerbrach und, von einem wilden Haufen umzingelt, niedergestoßen wurde. Seine kraftvolle Jugend konnte nicht an die Möglichkeit des Todes glauben: „est-il possible?“ rief er sterbend in bitterm Schmerz

über den Sieg der Feinde. Jawohl, wie war's möglich! — noch wenige Tage vorher schrieb er der unwürdigen Geliebten, die seine glühende Liebe sich zum Ideal ausgeschmückt hatte: „Pauline, ich fühle es so wahr, so tief, nur durch Dich bin ich wahrhaft glücklich, nur Du breitest über mein ganzes Wesen einen Seelenzauber aus. Der Gedanke an Dich mischt sich in Alles, was ich vom Glück erwarte. Wie innig ich Dich liebe, sehe ich selbst daraus, daß ich Deine Fehler nicht mehr wegwünsche, nichts möchte ich anders wünschen an Dir. Der unendliche Reiz, den Du für mich hast, ist unbeschreiblich. Du kennst ja die Wunder unserer Liebe. Du sollst mein Lohn sein, wenn ich zurückkomme und Dich wieder an's Herz drücken werde.“ Ihre Antwort auf diesen Brief trug er auf der Brust als er starb!

Am 8. October hatte der Prinz Jena*) verlassen und sich mit seinem Stabe nach Rudolstadt begeben. Auf dem hochgelegenen Schlosse hatte er die ganze Nacht des 9. auf den 10. Oktober durchwacht und

*) In den Erinnerungen des Hauses Frommann steht verzeichnet, wie ungeduldig und gelangweilt Prinz Louis Ferdinand in Jena auf den Beginn des Kampfes gewartet hatte. —

die Wachtfeuer der Franzosen beobachtet. Dann hatte er, wie er es liebte, bei offenem Fenster stundenlang seine wildbewegten Phantasien auf dem Clavier ausgetobt. Seine Seele läuterte sich in den Wellen der Musik; Todessehnsucht und Glücksverlangen, Durst nach Ruhm und Thaten, Liebeserinnerungen und Reueschmerzen — Ahnung der Unsterblichkeit, Alles, was das Menschenherz in solchen heiligen Stimmungen bewegt, ließ er noch einmal in der Seelensprache der Musik ausklingen — wohl mochte er des Abends gedenken, an welchem Rahel, seine Geistesverwandte, ihm bei Sternenschein zugehört hatte! Der Liebling des Glückes, der gefeierte Fürstensohn, der schönste, geliebteste Mann mußte seinen Schwanengesang einsam verhallen lassen in die dunkle Nacht, in deren Morgenroth sein blutiger Lorbeerkranz erblühen sollte! — Sein Tod wurde das Signal der allgemeinsten Entmuthigung. Eine Zeitgenossin, das Fräulein Amalie von Uttenhoven, Hofdame am Hofe zu Coburg, berichtete wie folgt hierüber:

„Das heitere Schloß zu Saalfeld erreichten wir in sehr trüber Stimmung auf unserer Flucht von Coburg. Wir fanden einige sächsische Offiziere dort, die uns mittheilten, daß Prinz Louis Ferdinand in

Rudolstadt angekommen sei. Ich hatte ihn schon als Kind gekannt und hoffte nun, ihn als Sieger wieder zu sehen.

Am 8. Oktober erhielt die Frau Herzogin eine Staffette, welche die Ankunft der Franzosen in Gotha meldete, eine Nachricht, die uns sehr betrübte und eine große Niedergeschlagenheit über uns brachte, obgleich wir dies Ereigniß vorausgesehen hatten. Der folgende Tag verging in neuen Aengsten; die Franzosen näherten sich unsrer Gegend, Abends sahen wir in der Entfernung einer Viertelmeile ein hell erleuchtetes kleines Feldlager der Preußen und nicht weit davon Truppen, welche sangen und Fackeln trugen — ein sehr schöner Anblick. Sehr spät verließen wir die Zimmer der Prinzessin Reuß, wo man die ganze Umgegend trefflich übersehen konnte. Nach der Seite des Thüringer Waldes sahen wir ein großes Feuer, welches uns mit Schrecken erfüllte, denn wir fürchteten nicht ohne Grund, es möchten mehrere Dörfer angezündet sein, um die Franzosen zu verhindern, dort ihr Lager aufzuschlagen.

Am 10. Oktober wurde ich von der Fürstin Reuß geweckt; sie war erstaunt, mich schlafend zu finden, während das Knattern von Musketenschüssen uns umgab. Ich verfügte mich zu dem Herzogs=

paar, welches die Fenster eingenommen hatte, von wo man die kleine Anzahl Preußen und Sachsen, die sich in Schlachtordnung aufstellte, unterscheiden konnte. Bald darauf kehrte auch Graf Mensdorf von einem Besuch beim Prinzen Louis Ferdinand zurück. Er stand an der Spitze eines wenig zahlreichen Corps und war nur auf ein kleines Vorpostengefecht gefaßt. Unglücklicherweise über die Anzahl des heranrückenden Feindes in gänzlicher Ungewißheit, konnte seine Ungeduld den Augenblick des Angriffs nicht erwarten. Von Weitem erkannte ich den liebenswürdigen Prinzen, der sich durch seinen edlen Anstand und seine stolze Haltung auszeichnete, und indem ich seiner ansichtig wurde, zerstreuten sich meine Befürchtungen für ihn, ich hielt seine Niederlage für unmöglich. Sein Anblick belebte das Vertrauen auf seinen Glücksstern und schien gleichsam seinen Sieg zu gewährleisten. Ach, niemals ist eine Hoffnung grausamer betrogen worden!

Um elf Uhr begann die Schlacht ernsthafter zu werden; wir hörten nur den Donner der Kanonen und das Krachen des Pelotonfeuers. Man sah die Franzosen von der Seite des Gebirges vordringen. Die Tapferkeit, womit dieser kleine Haufen von

Preußen und Sachsen focht, gab mir indessen einige Hoffnung. Der Hofmeister des kleinen Prinzen Leopold*) von Coburg erzählte mir, daß er am Morgen gesehen habe, wie die Artilleristen ihr Gebet auf den Knieen vor ihren Kanonen verrichteten und sich zum Tode vorbereiteten. Bald überbrachte man uns die Nachricht, daß die Schlacht für die Preußen verloren sei und daß die Franzosen in kurzer Zeit gegen das Schloß vorrücken würden. Sehr bald traf auch richtig eine Abtheilung des siegreichen Heeres im Schlosse ein; der Marschall Lannes kam und bestellte ein Souper von 30 Gedecken, die Fürstin Reuß mußte ihm ihre Zimmer einräumen. Der Marschall besuchte gleich den Herzog und während er sich mit ihm unterhielt, kam ein französischer Offizier und überbrachte die Orden des Prinzen Louis Ferdinand. Auf diese Weise erhielt ich die Trauerkunde seines Todes! Während ich darüber weinte, rief mich die Fürstin Reuß an's Fenster und zeigte mir einen Verwundeten, den man auf einer Tragbahre in den Schloßhof brachte. Eine Compagnie Soldaten ging nebenher und ein Musikchor spielte einen fröhlichen Siegesmarsch dazu. Welch

*) Später: König von Belgien.

ein Anblick! auf der Bahre lag Prinz Louis Ferdinand, der Ruhm des preußischen Heeres, eben noch strahlend wie das Gestirn des Tages und nun eine blasse Leiche! Niemals werde ich diesen schrecklichen Anblick vergessen!

Am 13. Oktober ging ich heimlich mit zwei Dienern, welche Blumen trugen, in die Schloßkirche und bekränzte das Haupt des schönen Prinzen mit einem Lorbeerkranz. Sein reizender Mund schien zu lächeln, er war durch den Tod nicht im Mindesten entstellt, der Adel seiner Züge war geblieben. Ich schnitt eine Locke seiner herrlichen blonden Haare ab." —

Die Leiche des Prinzen wurde später im Dom zu Berlin feierlich bestattet.

Durch sein tragisches Geschick ist Prinz Louis Ferdinand für immer mit dem Nimbus der Poesie geschmückt.

Goethe und Minna Herzlieb.

In Goethe's „Wahlverwandtschaften“ wird unter dem Namen Ottilie ein junges Mädchen gefeiert, dessen Urbild Minna Herzlieb sein soll. Durch des großen Dichters Wort unter die Sterne seiner Herzensmythologie versetzt und berühmt geworden, verdient dies liebliche Mädchenbild wohl ausführlicher geschildert zu werden.

Von Goethe's Werken ist keins so vielfach besprochen, belobt und angegriffen worden, als gerade dieser Roman; noch jetzt wünschen Väter und Gatten, ihn nicht in den Händen ihrer Töchter und Frauen zu sehen. Indessen möchten wir ihn doch gegen den Vorwurf der Immoralität vertheidigen. Der wahre Genius kann davon nie getroffen werden, denn er sieht die Dinge immer im Sonnenlicht der Wahrheit, vor dem keine Sünde, kein Lug und Trug existiren können. So hat auch Goethe vielleicht wider Willen, nur weil er den Forderungen seines Genius gehorchen mußte, in diesem Roman ein strengeres Richteramt der Moralität geübt, als

9*

man ihm zutraute. Anfangs hingerissen von der laxen Ansicht seiner Zeit, versuchte er es, die Ehe als eine menschliche Erfindung, deren Heilighaltung eine Forderung antiquirter Orthodoxie sei, hinzustellen. Im Verlauf des Romans schildert er die Liebe eines Ehepaares zu einander und läßt dann die gegenseitige Untreue so natürlich und unmerklich entstehen, daß die Leser gar nicht deutlich sehen, wie sehr die Betheiligten im Unrecht sind.

Eduard und Ottilie werden als ein so rührendes, warmherziges Liebespaar dargestellt, der Hauptmann und Charlotte sind so interessant und passen so gut für einander, daß es eine wahre Grausamkeit von dem Dichter wäre, wenn er nicht das eine Ehepaar trennen wollte, um zwei glückliche Ehepaare aus seinen herrlichen Figuren zu machen. Da erwacht das moralische Gefühl des Dichters scheinbar plötzlich, aber er hatte die tragische Katastrophe mit sicherer Hand vorbereitet. Er läßt sie von der Seite hereinbrechen, wo man es am wenigsten erwartete. Es ist ein Blitzstrahl des höheren Strafgerichts, daß gerade von der unschuldigsten Hand eine That verübt wird, welche die Unmöglichkeit herbeiführt, auf die zerstörte Ehe ein neues Glück zu bauen.

Es ist die Hand der traumseligen, in Glückshoffnungen schwelgenden Ottilie, die das Kind ihres Geliebten dem Tode überliefert, gerade in dem Augenblick, als sie sich ihm verlobt hat und auf seine Scheidung von seiner Gattin sicher hofft.

Das Kind schlummert in ihrem Schooß und sie läßt es achtlos in's Wasser fallen, weil sie sich in ein Buch vertiefte. Die Schilderung dieses Vorfalls ist merkwürdig charakteristisch für Ottiliens zerstreutes, unpraktisches Wesen; man muß sich wundern, daß Goethe für ein Mädchen, das er mit seiner Liebe beglückte, noch so viel Schar[illegible]ck sich bewahren konnte.

Obgleich der Tod des Kindes kein Verbrechen zu nennen, sondern nur durch Unvorsichtigkeit veranlaßt war, so ist er doch ein unübersteigliches Hinderniß bei der beabsichtigten Verbindung zwischen Eduard und Ottilie. Durch jede andere Person des Romans konnte der Tod des Kindes in strafloserer Weise herbeigeführt werden; ja, wenn die Mutter oder der Vater selbst es gewesen wären, so hätte das gerade einen Grund zu ihrer Ehescheidung und zu Eduards Verbindung mit einer Andern abgeben können. Daß also Goethe in einem scheinbar unbedeutenden Vorgang das Strafgericht erstehen

läßt, ist ein Beweis, wie hellsehend sein Genius in Beurtheilung echter Moralität war.

Der geistvollste Goethe-Kritiker, Adolf Stahr, hat bei seiner neuesten Besprechung von Goethe's Frauengestalten eine andere Ansicht aufgestellt. Er will entschieden Ottilien die Rolle eines Opfers der Verhältnisse zuertheilt wissen und giebt Charlotten die alleinige Schuld, daß in dem Roman das Glück der Liebe nicht zu Stande kommt, weil es der Heiligkeit der Ehe aufgeopfert wird. Die Lebenswahrheit in Goethe's Dichtungen wird in diesem Fall wieder auf's Schlagendste bewiesen, denn Stahr ereifert sich über Charlotte, als wäre sie eine bekannte Person seines nächsten Umgangskreises, während sie doch nur ein Spiegelbild der Phantasie ist. Freilich hat Goethe es selbst zu oft hervorgehoben, daß er stets wirklich Erlebtes schilderte, man kann also nicht zweifeln, daß auch die Charakterzüge Charlottens dem Leben abgelauscht sind, und Adolf Stahr ist also gewissermaßen berechtigt, sie wie eine Person von Fleisch und Blut zu beurtheilen. Goethe hat in ihr — o Ironie! — zwei sehr heterogene Gestalten porträtirt, Christiane Vulpius und Frau von Stein! Mit Ersterer war er seit Kurzem ehelich verbunden, als er in Ottilien

seine neue Liebe, Minna Herzlieb, schilderte. Seine kalte Art, von der einst so glühend verehrten Frau von Stein zu reden, ist ein überzeugender Beweis, daß die Dornen des Hasses sehr rasch die Rose der Liebe verdrängen.

Adolf Stahr hat durch seine Erörterungen über Goethe's Liebe zu Minna Herzlieb einen literarischen Kampf hervorgerufen, der viel Gegenrede erfahren hat. In vorliegender Abhandlung soll nur ganz einfach der wahrheitsgemäße Sachverhalt dargestellt werden, wobei das treffliche Schriftchen „Das Frommann'sche Haus und seine Freunde" als Grundlage gedient hat.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts war Jena ein überaus geselliges und vielbewegtes Städtchen. Die Nähe von Weimar warf gleichsam geistigen Blüthenstaub hinüber und die Heroen der Dichterwelt hielten sich zeitweise dort auf.

In dem Hause des Buchhändlers Frommann war namentlich der Sammelplatz aller berühmten und bedeutenden Menschen. Herr Frommann und seine Hausfrau waren denn auch echte Repräsentanten deutschen Lebens und Familiensinnes. Sie standen in hoher Achtung bei ihren Standesgenossen und besaßen die Freundschaft berühmter und vor-

nehmer Männer. Namentlich war Goethe ihr Hausfreund. Er verbrachte am liebsten seine Abende im Frommann'schen Familienkreise und zeigte sich in demselben stets in hingebendster, offenster Weise. Seine Zutraulichkeit ging so weit, daß er bei längerem Aufenthalt in Jena, wo er in einem benachbarten Gartenhause wohnte, sich sein Mittagbrod von der Köchin des Frommann'schen Hauses zubereiten ließ und dabei auf kleinen Zettelchen sich bestellte, wozu er gerade Appetit hatte. Die empfangene Gastfreundschaft lohnte er dann durch reizende, freundliche Geschenke und durch Einladungen nach Weimar, wo die ganze Familie oft in seinen geweihten Räumen untergebracht und tagelang bewirthet wurde. Einmal schlief sogar Frau Frommann in Goethe's eigenem Schlafzimmer, während er in Karlsbad weilte. Seine Frau hatte sie dazu ausdrücklich eingeladen, „weil der Herr Geheimrath es so sehr wünsche, daß Frommanns etwas Artiges erzeigt werde." In Weimar war die Familie in den höchsten Kreisen gut angeschrieben, ein Ansehen, welches sich bis in die neueste Zeit erhalten hat, denn die einzige Tochter derselben, Fräulein Alwine Frommann, wurde bis zuletzt durch die Gunst der Kaiserin Augusta ausgezeichnet und hatte die bevor-

zugte Stellung, als Vorleserin bei ihr in Thätigkeit zu sein, bis Alter und Tod sie abriefen.

Frau Frommann war eine äußerst gemüthreiche und verdienstvolle, verständige Frau, ihr Hauswesen und ihre Kindererziehung konnten für Muster gelten; sie besorgte die Küche, unterrichtete die Kinder und las mit Verständniß Alles, was damals die reiche Literatur hervorbrachte, die aber freilich nicht so massenhaft auftrat, wie die jetzige. Wie viel ihr Urtheil galt, geht aus dem Bestreben bedeutender Männer hervor, dasselbe zu erfahren und günstig für sich zu stimmen. Sogar Goethe trat in Briefwechsel mit ihr zu diesem Zwecke.

Neben dieser liebenswürdigen Frauennatur blühte aber noch eine Mädchenblume, deren Duft das Frommann'sche Haus besonders reizvoll und anziehend machte. Es war Minna Herzlieb, eine Pflegetochter der Familie; früh verwaist, hatte sie ein Asyl in derselben gefunden. Unter der nachsichtigen Obhut der Frau Frommann konnte sich ihr Wesen in seiner ganzen Eigenartigkeit ungehindert entwickeln.

Vielleicht wäre indessen eine strengere Erziehung ihr heilsamer gewesen, als die sanfte Duldung, die man ihr bewies. Sie besaß ein sehr träumerisches, zerstreutes und scheues Benehmen, war langsam von

Begriffen und fast unfähig zu klaren, festen Entschlüssen. Ihre Sanftmuth und gleichmäßige Heiterkeit, sowie ein liebenswürdiger Grad von Selbstironie wirkten aber überaus fesselnd und anregend, wenn sie sich in die Unterhaltung mischte. Der Zauber körperlicher Anmuth und Schönheit war ihr zudem in hohem Grade eigen; ihre Augen, „tief und freundlich", von dunklem Braun, hat Goethe ganz besonders hinreißend in den Wahlverwandtschaften geschildert. Das Gesicht war ein liebliches Oval, von schwarzen Haaren eingerahmt, die in einer einzigen Locke an den Seiten der Wangen niederfielen. Ihre Gestalt war hoch, schlank und doch von schöner Rundung. Ihr Anzug war einfach, aber immer kleidsam, sie trug beim Ausgehen nur ein Tuch um den Kopf geschlungen. Alle, die ihr nahten, fühlten sich bezaubert von ihr. Goethe hatte sie, so lange sie noch Kind war, schon immer mit Wohlgefallen und Freundlichkeit behandelt. Er hatte sie längere Zeit nicht gesehen, bis er zu Weihnachten 1807 zu einem dauernden Aufenthalte nach Jena kam, wo er von der eben erblühten Jungfrau überrascht und entzückt war. Sie stand damals im neunzehnten Jahre. Die Abende im Frommann'schen Hause erhielten durch sie einen neuen Reiz; er las

ihr vor und besang sie in Versen. Ein Sonett ist damals auf sie angewendet worden:

„Wachsthum.“

Als kleines, art'ges Kind nach Feld und Auen
Sprangst Du mit mir so manchen Frühlingsmorgen.
„Für solch ein Töchterchen mit holden Sorgen,
Möcht' ich als Vater segnend Häuser bauen.“

Und als Du anfingst in die Welt zu schauen,
War Deine Freude häusliches Besorgen.
„Solch eine Schwester! und ich wär geborgen:
Wie könnt ich ihr, ach, wie sie mir vertrauen!“

Nun kann den schönen Wachsthum nichts beschränken;
Ich fühl' im Herzen heißes Liebestoben,
Umfaß ich sie, die Schmerzen zu beschwicht'gen?

Doch ach! nun muß ich Dich als Fürstin denken:
Du stehst so schroff vor mir emporgehoben;
Ich beuge mich vor Deinem Blick, dem flücht'gen!

Doch hat es einige Commentatoren gegeben, die es auf die Prinzessin Karoline von Sachsen-Weimar und auch auf Bettina bezogen wissen wollen.

Ein anderes Sonett jedoch ist ganz unzweifelhaft an Minna Herzlieb gerichtet, es führt den Titel „Epoche“:

Mit Flammenschrift war innigst eingeschrieben
Petrarca's Brust vor allen andern Tagen
Charfreitag. Ebenso, ich darf's wohl sagen,
Ist mir Advent von achtzehnhundert sieben.
Ich fing nicht an, ich fuhr nur fort zu lieben,“ u. s. w.

Goethe war übrigens nicht der einzige Dichter, der Sonette auf Minna Herzlieb machte; Zacharias Werner, Riemer, Gries u. A. wetteiferten darin, ihr solche Huldigungen darzubringen. Auch Charaden wurden auf ihren Namen gedichtet, der sich allerdings ganz besonders dazu eignete.

Goethe's Neigung für das holde Mädchen wurde von Niemandem bemerkt, als von der Frau Frommann, die mit weiblicher Milde und Vorsicht, aber nur ganz leise dagegen auftrat. Er besaß zu viel Haltung und Selbstgewalt, um sich zu verrathen; indem er sich das allzu heftige Gefühl „vom Halse schrieb", machte er es sich klar, welche Hindernisse sich dem Besitz der Geliebten entgegenstellten. Wenn die Sache auch nicht ganz so tragisch verlaufen sein würde, wie er es in den Wahlverwandtschaften schilderte, so wäre doch ein Umsturz seiner eben erst mühsam geordneten Verhältnisse erforderlich gewesen, um Minna zu heirathen.

Er hatte erst ein Jahr vorher, 1806, in dem allgemeinen Schrecken der Schlacht von Jena, seine seltsame Gewissensehe mit Christiane Vulpius kirchlich sanctioniren lassen. Dieses Band jetzt wieder zu lösen, mußte ihm um so schwerer erscheinen, als sein Sohn schon erwachsen war; derselbe zählte nur

ein Jahr weniger als die Geliebte. Auch war Goethe's Herzensruhe nicht so heftig erschüttert, wie Stahr dies gern beweisen möchte, denn der greise Dichter machte bald darauf ganz ähnliche zärtliche Verse an Sylvia v. Ziegesar, ein ebenfalls noch sehr junges Mädchen, für das sein sechzigjähriges Herz auch in Bewegung gerathen war.

Minna Herzlieb fühlte wohl nur eine schwärmerische Verehrung für den Dichtergreis, sie sagte sich beständig, daß sie nichts Irdisches hoffen dürfe. Sie soll sogar oft tagelang halblaut wiederholt haben:

„Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht,
Und mit Entzücken blickt man auf
In jeder heitern Nacht.“

Jedes Zettelchen von Goethe's Hand, sogar die Briefadressen, hob sie sorgsam auf; längere Briefe aber hat sie nie von ihm erhalten, auch selbst nie an ihn geschrieben, denn sie war „dintenscheu“, wie ihre Pflegemutter es drastisch ausdrückt, und es galt fast für unmöglich, sie zu einem schriftlichen Ausdruck ihrer Gefühle zu bringen. Stahr hatte also nicht nöthig, den Verlust ihrer Briefe an Goethe zu beklagen; sie haben nie existirt.

Im Jahre 1809 unternahm Minna Herzlieb

eine Reise nach ihrem Geburtsort Züllichau, einem kleinen, unscheinbaren Städtchen in der Mark Brandenburg. Ob vielleicht Frau Frommann eine zeitweise Trennung von Goethe für rathsam hielt oder ob die Abwesenheit Minna's zufällig war, läßt sich nicht mehr feststellen.

Sie blieb fast vier Jahre fort und verlobte sich in dieser Zeit sogar zweimal; erst war ein junger Edelmann ihr Erwählter; doch gab sie die Heirath auf, weil die Mutter desselben ihre Einwilligung zu einer Verbindung mit einer Bürgerlichen versagte. Dann verlobte sie sich mit einem Gymnasiallehrer aus Berlin und kam als Braut nach Jena zurück. Aber auch dieses Verhältniß löste sich wieder, angeblich weil Minna sich sehr kalt und abstoßend gegen ihren Bräutigam benahm. Goethe hatte bereits 1809 seinen Roman drucken lassen, in welchem er Minna verherrlichte; scheinbar näherte er sich ihr wieder, wenigstens existirt eine Sendung seiner Gedichte zu ihrem Geburtstage mit der folgenden Widmung:

Wenn Kranz auf Kranz den Tag umwindet,
Sei dieser auch ihr zugewandt;
Und wenn sie hier Bekanntes findet,
So hat sie sich vielleicht erkannt!

Die Jahreszahl 1817 ist hierbei bedeutungsvoll, denn Goethe war bereits zu dieser Zeit Wittwer und hätte also volle Freiheit gehabt, der Geliebten seine Hand zu bieten. Warum er es nicht that, läßt sich jedoch nur aus einer Erkaltung seiner einst angeblich so glühenden Neigung erklären. Minna Herzlieb selbst mußte wohl nicht mehr auf ihn rechnen, denn sie verlobte sich abermals und ging abermals zurück. Ihre Ehescheu hätte sie abhalten sollen, überhaupt an eine Verheirathung zu denken. Mochte die Mittellosigkeit ihrer Lage in den Augen ihrer Freunde auch eine solche wünschenswerth erscheinen lassen, so ist ihr gleichwohl nie zugeredet worden, wie Stahr dies behauptete, am wenigsten von Frau Frommann, der er eine zahlreichere Familie beimaß, als ihr der Himmel geschenkt hatte. Er sagte ausdrücklich: „die schöne, gefeierte Minna mochte wohl den Töchtern des Frommann'schen Hauses im Wege stehen"; es war aber kein Plural vorhanden, nur Alwine, die damals kaum erwachsen war, während Minna Herzlieb schon das zweiunddreißigste Jahr erreicht hatte.

Es lebte damals in Jena ein achtungswerther Beamter, der Ober-Appellationsgerichtsrath Professor Walch; er soll sehr häßlich gewesen sein, und es war

deshalb wohl ein doppeltes Unglück, daß er eine Neigung für die schöne Minna Herzlieb faßte. Zweimal hielt er schriftlich um sie an und wurde heimlich abschläglich von ihr beschieden. Er ließ sich jedoch noch nicht abschrecken, sondern wendete sich an ihre Pflegeeltern mit der Bitte, ihm den Besuch im Hause zu verstatten, weil er überzeugt sei, daß Minna ihn erhören werde, wenn sie Gelegenheit hätte, ihn näher kennen zu lernen. Diese Ausdauer in der Bewerbung rührte doch endlich die spröde Minna und sie gab nun bald ihr Jawort, wenn auch mit innerem Widerstreben. Das Brautpaar machte in seinem Gebahren „einen unheimlichen Eindruck", wie ein Augenzeuge erzählte. Minna's schöne, traurige, kalte Erscheinung neben dem häßlichen, heiteren, zärtlichen Bräutigam muß ein unerträglicher Anblick gewesen sein! Ihre Pflegemutter machte dem Mädchen ernstliche Vorstellungen, die Verlobung wieder aufzugeben, aber diesmal wollte Minna nichts davon wissen und bestand sogar mit Heftigkeit darauf, daß der bereits angesetzte Hochzeitstag nicht hinausgeschoben würde.

Es ist ein wahrhaft tragisches Geschick, daß dies einst so gefeierte, selbst von einem Goethe verherrlichte und noch immer schöne Mädchen zuletzt keinen andern

Mann bekommen konnte, als einen, der ihr zuwider war. Verse lassen sich oft leichter machen, als Heirathsanträge! Wo blieb denn Goethe's großartiges Liebesgefühl, von dem Stahr so viel Schönes berichtet? weshalb rettete er nicht das unglückliche Mädchen vor dieser Ehe, die doch hauptsächlich nur wegen Mangel an einer „Versorgung" von ihrer Seite geschlossen wurde? —

Wie viele Leidensgefährtinnen hat Minna Herzlieb noch jetzt! wie viele schöne und gefeierte Mädchen sehen die „Sterne ihrer Jugend" in andere Bahnen lenken und müssen ungeliebten Männern folgen, an deren Seite ihnen die hochgelobten Flitterwochen zu Zitterwochen werden!

Die Hochzeit von Minna Herzlieb fand im September 1821 statt, also gerade vierzehn Jahre später, als Goethe zu ihr in Liebe sich neigte. Er war freilich mittlerweile ein siebenzigjähriger Greis geworden, aber sie hätte durch ihr Aelterwerden doch eigentlich besser zu ihm gepaßt als früher, und es ist in der That ganz unbegreiflich, daß er so gar nichts für sie that, daß sein Interesse so ganz für sie erloschen war. Ihr tragisches Geschick griff doch sogar Fremden an das Herz — wie konnte nur das seinige so ruhig dabei bleiben? Die arme Minna

wurde nämlich, wie die Braut von Lammermoor, gleich nach der Hochzeit gemüthskrank und entfloh ihrem Manne. Zuerst suchte sie in Züllichau bei ihren Verwandten Zuflucht, mußte aber wegen zunehmender Melancholie in eine Anstalt für Geisteskranke gebracht werden. Als sie nach einigen Jahren geheilt daraus entlassen wurde, erfaßte das innigste Mitleid für den verlassenen Gatten ihr gutes, sanftes Herz; sie wollte es versuchen, zu ihm zurückzukehren. Aber vergebens blieb all' ihr Bemühen, sie konnte ihre edlen Vorsätze nicht ausführen. Sowie sie einige Tage unter Einem Dache mit ihm gewesen war, traten Rückfälle ihrer Gemüthskrankheit ein und sie mußte sich entschließen, in Züllichau zu bleiben. Sie lebte dort von einer kleinen Pension, die ihr Professor Walch auszahlen ließ und nach seinem Tode von einem Wittwengehalt, denn seine schwergeprüfte Liebe wollte nie in eine Scheidung willigen, auch verlangte sie dieselbe nicht.

Sein Geschick war eigentlich noch trauriger als das ihrige! Man denke sich in seine Lage. Er war einer jener ehrwürdigen Gelehrten von Profession, die in der angestrengten Geistesarbeit ihrer besten Jünglings- und Mannesjahre allem Lebensgenuß entsagen, die Jugend und das Herz vergessen, aber

doch zuweilen, wie Faust in der Osternacht, von unnennbarer Sehnsucht nach des Lebens Quellen erfaßt werden und sich dann ein Ideal von Frauenliebe erträumen. So war Minna Herzlieb dem armen Walch als die Verwirklichung desselben erschienen; er hatte sie erst von ferne bewundert, und als seine schüchternen Versuche, sie zu erringen, zurückgewiesen wurden, sie wahrscheinlich nur noch heißer geliebt. Er dachte sie durch jahrelange Treue doch noch zu gewinnen. Aber welch ein tragisches Geschick ereilte ihn!

Als er endlich am Ziele aller seiner Wünsche zu sein glaubte, verwandelte sich unter seiner Hand das höchste irdische Glück in ein Schreckbild, das holde Gesicht der Geliebten wurde für ihn das Haupt der Gorgone, aus dem der Wahnsinn ihn anstarrte! Das Brod, wonach sein Mund lechzte, war ein Stein; das Herz der Geliebten blieb für ihn verhärtet. Wie einsam und bitter mag sein Lebensweg gewesen sein! Er trug ein geheimes Martyrium, wie so Viele in dieser traurigen Welt, mit sich herum.

Dem Frommann'schen Hause blieb Minna mit inniger Dankbarkeit zugethan für die glücklichen Tage der Jugend, die sie darin zugebracht hatte. Sie starb am 10. Juli 1865 im siebenundsiebenzigsten

Jahre zu Görlitz im Irrenhause und vermachte ihren Nachlaß von Goethe=Reliquien an Alwine Frommann. Es befand sich dabei eine vertrocknete Blume, ein Bildchen und ein Gedicht von Goethe's Hand. Diese rührenden Liebeszeichen, mit so viel poesievoller Pietät aufbewahrt, sind Alles, was Minna Herzlieb von Goethe's Liebe übrig blieb. Er selbst empfand noch oft die süßen Regungen des Herzens für junge Mädchen trotz seines hohen Alters. An Fräulein von Levetzow in Karlsbad knüpfte sich seine letzte Herzensgeschichte, über die wohl noch einmal genauer berichtet werden wird.

Heinrich Heine

und seine Liebe.

Ein Dichter, der die Liebe in den süßesten Liedern besungen hat, wie Heine, besaß keine Muse wie Dante und Petrarka. Nicht Beatrice und Laura, ja gar keine namhafte Persönlichkeit hat in seinem Leben Epoche gemacht! Die zahlreichen Liebesempfindungen, welche der Dichter durchgemacht hat, sind kaum als „Herzensgeschichten“ zu bezeichnen, denn sie waren meistens nur sehr flüchtiger Natur.

Eine seiner ersten Lieben war die Prinzessin Alexandrine von Preußen, die er aber allerdings in sehr weiter Entfernung anbetete. Aus einem Bruchstück seiner Correspondenz-Artikel, die als die Anfänge seiner köstlichen, humorsprudelnden Prosa zu betrachten sind, entnehmen wir die folgende Schilderung seiner Liebe: „Wer nach Berlin kommt, darf nicht versäumen, an einem schönen Vormittage um halb Eins in den Thiergarten zu gehen, links hinein, wo unsrer seligen Louise ein einfaches kleines Monument gesetzt ist. Dort pflegt unser König oft

spazieren zu gehen; er ist eine schöne ehrfurchtgebietende Gestalt, die allen äußern Prunk verschmäht. Er trägt fast immer einen scheinlos grauen Mantel, und ich habe einem Tölpel weißgemacht, der König müsse sich oft mit dieser Kleidung behelfen, weil sein Garderobenmeister außer Landes wohne und nur selten nach Berlin komme.

Die schönen Königskinder sieht man ebenfalls um diese Zeit im Thiergarten, so wie auch den ganzen Hof und die Noblesse. Offiziere auf den schönsten Pferden galoppiren vorbei; ich habe selten schönere Pferde gesehen als hier in Berlin. Ich weide meine Augen an den herrlichen Reitergestalten; die Prinzen unseres Hauses sind darunter. Welch ein Fürstengeschlecht! Kein verwahrloster, mißgestalteter Ast ist an diesem Stamme. In freudiger Lebensfülle, Muth und Hoheit auf den edlen Gesichtern reiten dort die zwei älteren Königssöhne vorbei (Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I.). Jene jugendliche Gestalt mit frommen Gesichtszügen und hellen Augen ist der dritte Sohn des Königs, Prinz Karl. Ein stolzer Sprößling des Nebenzweiges, ebenfalls der Erbe berühmter Frauenschönheit, der Sohn von Louisens reizender Schwester, der Prinz Friedrich, übertrifft an ritterlichem An-

stand und kecker Anmuth beinah noch die übrigen Prinzen. Welch ein Paladin neben dem schönsten, majestätischen Frauenbilde mit liebeklaren Augen, das auf hohem Rosse mit buntglänzendem Gefolge vorüberfliegt, das ist unsere Alexandrine! Im braunen, fest anliegenden Reitkleid, ein runder Hut mit wallenden Federn auf dem Haupte, eine silberne Gerte in der kleinen Hand, gleicht sie jenen ritterlichen Frauengestalten, die uns aus dem Zauberspiegel alter Märchen so lieblich entgegen leuchten, und wovon wir nicht unterscheiden können, ob sie Heiligenbilder oder Amazonen sind. Ich glaube, der Anblick dieser reinen Züge hat mich besser gemacht, andächtige Gefühle durchschauern mich, ich höre Engelsstimmen, unsichtbare Friedenspalmen fächeln, in meine Seele steigt ein Hymnus . . . . ."

Man sieht hieraus, daß der damals etwa dreiundzwanzigjährige Heine sich die poetische Licenz gestattete, sich in eine Prinzessin zu verlieben.

Daß er den patriarchalischen Cultus der Berliner für ihre Herrscherfamilie theilte, wird jetzt manche Leser überraschen. Man kann es sich kaum denken, daß sein Herz ursprünglich für gutartige, wohlwollende Empfindungen zugänglich war. Der Stachel des Sarkasmus, der später die Rose seiner

Poesie umdornte, war augenscheinlich damals kaum schon im Keime vorhanden.

Der Aufenthalt in Berlin ist für Heine als Dichter von der größten Wichtigkeit gewesen; er lernte in den dortigen literarischen Kreisen erst eine richtige Schätzung seines poetischen Talents. Der Mangel an Selbstkritik hatte bis dahin hemmend darauf eingewirkt. Er kam sehr niedergeschlagen dort an, zwei Tragödien, Almansor und Radcliff, in der Tasche. Brockhaus hatte ihm eben dies Manuscript zurückgeschickt und den Druck abgelehnt. Dennoch sagte Heine: „meine Tragödien müssen gut sein, ich habe kein Herzblut und keinen Gehirnschweiß dabei geschont — jedenfalls sind sie besser als meine Gedichte, die keinen Schuß Pulver werth sind.“

In Berlin konnte er indessen auch keinen Verleger finden; mit Mühe brachte er die Prachtblumen seiner Dichtung in Localblättern unter, „der Sprecher“ in Hamm und das Sonntagsblatt in Minden öffneten dem nachmals so gefeierten Autor nur ungern ihre Spalten, ebenso „der Gesellschafter“ von Gubitz, damals das einzige Journal in Berlin! Er las seine ungedruckten Sachen in Privatzirkeln vor, wo sie nicht einmal immer Beifall fanden,

denn er las sie schlecht, er hatte eine schwache Stimme und sprach meistens durch die Nase.

Doch wurden zwei literarische Damen von Bedeutung bald seine Beschützerinnen, Rahel von Varnhagen und die Freifrau Elise von Hohenhausen. Letztere wurde sogar seine Lehrmeisterin, denn sie machte ihn mit Byron's Gedichten bekannt, die durch sie zum ersten Mal mit dem Wohlklang der deutschen Sprache ausgestattet, in Berlin erschienen und einen mächtigen Umschwung in der Literatur hervorbrachten. Der berühmte Brite, mit seinen halb melancholischen, halb frivolen Poesien wurde bald Heine's Vorbild, ohne jedoch im Mindesten seine Originalität zu beeinträchtigen.

Nach vielfachen vergeblichen Bemühungen gelang es endlich den Freunden Heine's die Verlagshandlung von Maurer in Berlin für die Herausgabe seiner ersten Erzeugnisse zu gewinnen, nämlich die beiden oben erwähnen Tragödien und ein lyrisches Intermezzo, welches seine schönsten, später so berühmt gewordenen Gedichte enthielt. Der Erfolg war überraschend allgemein; wie ein hellglänzendes Meteor stand plötzlich Heine's Name am literarischen Horizont. Trunken vor Wonne, gefeiert, hervorgesucht, geschmeichelt, verzogen, wurde Heine sehr bald der

ungezogene Liebling der Grazien, der er zeitlebens blieb.

Bei Rahel von Varnhagen lernte er die schöne Schwägerin derselben kennen, Friederike Robert, und feierte sie durch seine süßesten Lieder. „Auf Flügeln des Gesanges, Herzliebchen, trag' ich Dich fort" war an sie gerichtet. Er hat sie zuweilen als seine Muse bezeichnet und es ist wohl ziemlich mit Gewißheit anzunehmen, daß er ihr seine flüchtige Liebe zugewendet hat. Sie ließ sich gern die Huldigungen von Dichtern gefallen, auch Carl von Holtey erlangte später ihre Gunst; Ludwig Robert hatte sie aus untergeordneten Verhältnissen in Baden-Baden entführt. Sie war eine leichtlebige, liebenswürdige süddeutsche Natur; ihre Schönheit ist durch den Meisterpinsel von Magnus verewigt worden. In einem enganliegenden blauen Sammetkleide mit weißen Aermeln hat er sie gemalt, würdig ein Seitenstück zu Titian's Tochter zu werden. Sie muß einer schönen Circassierin geglichen haben, wenn man die dunkeln Haare und die braunen, etwas schrägliegenden Augen in Anschlag bringen will. Heine nannte sie die Cousine der Venus von Milo. — Aber auch mit Rahel selbst stand Heine in einem gewissermaßen romantischen Verhältniß; ihr unschönes Aeußere und

ihre vorgerückten Jahre, sie zählte damals beinah fünfzig, hinderten den dichterischen Jüngling nicht, ihr ritterliche Huldigungen darzubringen. So hat er einmal, als sie in Fieberhitze krank lag, ihr eine Fülle von frischen Rosen gesendet, womit sie sich Hände und Stirn kühlend, rasche Heilung erzielte. Ein Verschen der geistreichen Frau belohnte die zarte Spende:

„Rosen werden Brücken, sie führten mich in's Leben,
Rosen wirkten Wunder, Heine hat sie mir gegeben!"

Auch auf Heine's Uebertritt zum Christenthum ist Rahel nicht ohne Einfluß geblieben; sie liebte es wie alle Convertiten aus Ueberzeugung, ihre Freunde sich nachzuziehen. „Die Seele ist eine geborene Christin", schrieb ihm Rahel und bewies damit, daß sie den heiligen Augustin studirt hatte, von dem diese ideale Sentenz herrührt. Aber auch von der praktischen Seite wußte Rahel ihrem jungen Freunde den Uebertritt zum Christenthum als nothwendig vorzustellen; sie schrieb ihm: „Sie müssen sich auch äußerlich an die Klasse halten, sich zu der großen Klasse bekennen, mit deren Sitten, Meinung, Bildung und Ueberzeugung Sie Eins sind."

Heine ließ sich am 28. Juni 1825 taufen; die Bekannten erfuhren es nur als Thatsache; er hatte

die heilige Handlung ganz im Stillen vornehmen lassen und galt bei sehr vielen seiner Verehrer schon lange vorher für einen Christen, wozu sein Aeußeres beigetragen haben mag, denn er hatte durchaus keinen orientalischen Zug im Gesicht; er trug den Stempel germanischer Abstammung.

Die Romanschreiber haben viel von Heine's Schönheit gefabelt, — sie existirte nie. Er war, als ich ihn in Berlin 1823 zuerst kennen lernte, nicht einmal durch die Jugend verschönt. Er hatte eine kleine magere Gestalt, ein blasses, ausdrucksloses Gesicht, kleine Augen und aschblondes Haar. In spätern Jahren ist er eine kurze Zeit beinah unförmlich fett gewesen, weshalb er sich gern zuweilen mit Hamlet verglich. Durch sein furchtbares Nervenleiden, verbunden mit der räthselhaften Rückenmarkskrankheit, erfuhr sein Aeußeres indessen eine große Verwandlung. Als ich ihn 1852 in Paris in seiner berühmten „Matratzen-Gruft" besuchte, sah er ganz verklärt aus. Das Gesicht war wachsbleich und lang geworden durch die vollständige Abmagerung, wodurch die Züge viel größer und edler aussahen. Sein Haar war reich und weich geblieben, es umrahmte sein Gesicht nebst einem starken Bart. Die geschlossenen Augen lagen tief und erschienen viel größer. So

kam es, daß Heine, trotz Alter und Krankheit, viel besser aussah als in der Jugend. Die Bilder, welche auf seinem Krankenbett von ihm gemacht wurden, sind sehr ähnlich.

Das Leben in Berlin war für Heine in jeder Hinsicht eine Bildungsschlule; die höhere Geselligkeit lernte er dort erst kennen. Sein feiner Geist war ganz in seinem Element; seine Bescheidenheit machte ihn sehr beliebt. Er nahm jedes belehrende und ermunternde Wort noch mit kindlicher Dankbarkeit auf.

Niemand konnte damals ahnen, daß er sobald ein Anderer werden würde, er war noch weit davon entfernt, ein Atheist und Epicuräer zu sein, wie er später ward.

Die Genußsucht entstand bei ihm wahrscheinlich aus Entbehrungen und Mangel. Hätte er rechtzeitig Unterstützung gefunden und reichliches Honorar für seine Schriften, so würde er gewiß eine andere Richtung genommen haben. Wäre sein Verleger nicht Hoffmann und Campe, sondern Cotta oder Brockhaus gewesen, hätte er wohl nicht so sehr den destructiven Tendenzen gehuldigt.

Wie drückend seine Lage war, geht aus den Briefen an seinen Freund Moser hervor; er schrieb:

„Ich mag mich nicht mehr in Armuth und Drangsal herum schleppen; könnte ich doch als Jurist mein Brod verdienen! wie viel besser würde es mir aus der Wagschale der Themis schmecken, als aus der Gnadenschüssel meines reichen Onkels.“

Auch an einem Mantel mangelte es ihm damals, der treffliche Moser lieh ihm den seinigen und Heine schrieb ihm: „Es wird schon verdammt kalt. Du bist so verdammt delikat, daß Du mich nicht mahnst, Dir Deinen Mantel zurückzusenden, Du verfrierst lieber eh Du das thust. Ueberhaupt, warum läßt Du gar nichts von Dir hören, was ist denn nur vorgefallen? todt kannst Du doch nicht sein, dazu bist Du viel zu bescheiden und geduldig!“

Dieser selbstlose Freund borgte auch fortwährend Geld an Heine, obwol er selbst arm war. Trotzdem verfeindete er sich später mit ihm, indessen hat er im Allgemeinen viel Treue in der Freundschaft bewährt.

Wie kärglich die Einnahmen von Heine's literarischem Gewinn waren, geht aus einem seiner andern Klagebriefe damaliger Zeit hervor: „Wenn die Elle Kattun 6 Groschen werth ist, was ist dann mein Almansor werth? und wenn Almansor 3 Groschen einbringt, was ist dann sein Verfasser werth? Gewiß nicht das Porto für diesen Brief!“

An Immermann, der sein Leidensgefährte in Honorarsachen war, schrieb er: „Das Verleger-Suchen gehört zu den Anfängen des schriftstellerischen Märtyrerthums. Nach dem buchhändlerischen Verhöhnen und Insgesichtgespucktwerden kommt die theegesellschaftliche Geißelung, die Dornenkrönung dumm-pfiffigen Lobes, die literaturzeitungliche Kreuzigung zwischen zwei kritischen Schächern — es wäre nicht auszuhalten, dächte ich nicht an die endliche Himmelfahrt!“

Außer seiner Armuth wurde Heine auch noch niedergedrückt von den Demüthigungen, welche unchristliche Christen den getauften Juden so gern auferlegen. Der feinfühlige, eitle, junge Mann, der nach einer vornehmen gefeierten Stellung schmachtete, mußte eine Menge wirklicher oder eingebildeter Kränkungen aushalten. Nach seinem eigenen Geständnisse hat er die schöne Romanze „Donna Clara“ selbst erlebt. Die Baronesse und den Thiergarten, worin sie ihm begegnete, übersetzte er ins Spanische.

Indessen hat Heine doch oft Gelegenheit gehabt, den Umgang vornehmer Frauen kennen zu lernen. Auf Reisen und in den Bädern, wohin ihn seine schwache Gesundheit frühzeitig führte, sind ihm sehr liebenswürdige interessante Aristokratinnen begegnet.

„Das Meer erglänzte weit hinaus" enthält seine kurze Liebesgeschichte mit einer derselben.

Leider rühmte er sich jedoch, daß er die Zofen der vornehmen Damen auch nicht verschmäht habe, und später in Paris verkehrte er ganz offenkundig mit Grisetten. Ja seine „Mathilde" entstammte dieser Mädchenklasse.

Mit dem Erscheinen der Juli-Revolution übersiedelte Heine bekanntlich nach Paris, theils um den deutschen Regierungen ungestraft seine Satyren sagen zu können, theils auch weil er hoffte, dort mehr Glück als politischer Schriftsteller zu machen. Er täuschte sich jedoch hierin, er fand keine Gelegenheit, sich zum Apostel neuer Ideen emporzuschwingen; er sah sich gezwungen, ganz einfacher Correspondent der Augsburger Allgemeinen Zeitung zu werden und sich dem Bürgerkönig Ludwig Philipp unterzuordnen. Im Strudel der Zerstreuungen von Paris vergaß er die Frühlingslieder, die er in Deutschland gesungen hatte. Seine Poesie schlief ein und seine Genußsucht erwachte mehr als zuvor. Aber feinorganisirte Menschen mit aufgeregten Nerven, wie Dichter und Künstler, dürfen immer nur nippen von dem Taumelbecher des sogenannten Lebensgenusses, wenn sie nicht durch den Bodensatz

desselben ihren ganzen Organismus vergiften und zerstören wollen.

Die Arbeiten des Gehirns erfordern die größte Schonung des Nervensystems; Mangel an Schlaf und aufregende Genüsse wirken schlimmer als Gift in solchen Fällen.

Heine hatte schon in frühster Jugend viel mit dem Gehirn gearbeitet; seine leichten Verse hat er mit schwerer Mühe gemacht. Kein Dichter hat so viel gefeilt wie Heine. Er klagte schon bei seinen Tragödien „Gehirnschweiß und Herzblut" vergossen zu haben; er war überhaupt keine productive Natur und mußte sich oft zwingen, um etwas hervorzubringen. Namentlich in Paris stachelte er sich nach den Ermüdungen des Weltlebens noch oft zu Geistesanstrengungen auf. Die Folge war der Verfall seines ohnehin schwächlichen Leibes. Die räthselhafte Krankheit des Rückenmarks erfaßte ihn mit ihren langsamen, schlangenartigen Windungen und machte ihn zu einem modernen Laokoon des Schmerzes. Erst wurden die Füße bleischwer, dann erlahmten die Augenlider, Krämpfe stellten sich ein, alle Glieder zuckten und verrenkten sich. Nur Opium konnte für Augenblicke Linderung schaffen; über acht Jahre dauerte dieser Leidenszustand.

Im Mai 1848 ging Heine zum letzten Male aus; er weinte Abschiedsthränen vor der Statue der berühmten Venus von Milo im Louvre, dem Idol, das er in den Zeiten seiner wilden Jugendlust angebetet hatte, wie er in der Vorrede zu seinem Romancero sagte.

In seinem leidensvollsten Zustand sah ich ihn wenige Jahre vor seinem Tode in Paris; es war unglaublich schwer, ihn dort aufzufinden. Der berühmteste Dichter Deutschlands lebte in Frankreich verborgen und vergessen. Kein Adreßbuch enthielt seinen Namen, kein Buchhändler wußte etwas von ihm, nicht in der Gesandtschaft und nicht einmal in den Polizeirevieren konnte man Auskunft über ihn erhalten. Endlich fiel ich auf den Gedanken, in der Redaction der Revue d. d. Mondes nach ihm zu fragen, da er doch als Mitarbeiter ihr bekannt sein mußte. Man war bereitwillig, auf meine Erkundigung zu antworten und schlug in allen möglichen Notizbüchern nach, aber es hieß schließlich: „votre Monsieur Eine est introuvable!“ Ein anwesender Deutscher erbarmte sich endlich und versprach mir, Alexander Weill aufzusuchen, der Heine's Adresse kennen werde. So gelangte ich nach langem Suchen in die Rue d'Amsterdam 50, wo Heine

damals noch wohnte. Zwei Treppen hoch in einem düstern Hofe lag die Wohnung. Kein Frühlingslaut, weder Vogelgezwitscher noch das Säuseln grüner Bäume konnte zu dem Dichter des Lenzes dringen und ihn erquicken in seinem trostlosen Zustand von Blindheit und Schmerz! Der Aufenthalt in Paris war in jeder Hinsicht ein Unheil für Heine gewesen. Der arme Schmetterling, der sich an dem blendenden Licht des modernen Babels die Flügel verbrannt hatte, mußte dort einsam trauern und sterben!

Man ließ ihn dort geradezu verkümmern; keine der vielen Celebritäten suchte seinen Umgang. Als einmal Hector Berlioz zu ihm kam, rief Heine, „der ist doch immer einzig in seiner Art, er findet den Weg zu mir!“

Aus den Mittheilungen von Alfred Meißner geht ebenfalls hervor, obwohl er es nicht mit Absicht erzählt und es lieber verbergen möchte, wie einsam und verlassen Heine in Paris lebte.

Oft freilich waren ihm Besuche sehr unbequem, wenn er durch Opium fast bewußtlos dalag und um keinen Preis sich ermuntern lassen mochte, weil seine Schmerzen dann auch wieder lebhafter wurden. Leider trafen wir einen solchen Tag, als er aber die Stimme meiner Mutter, Elise von Hohenhausen,

hörte, ließ er uns in sein Krankenzimmer rufen und hob mit der einen Hand sein Augenlid empor, um uns zu sehen. Er hatte mich nur als frühreifes, zehnjähriges Kind im Hause meiner Eltern gekannt, besann sich aber gleich auf allerlei kleine Scherze, zu denen ich ihm damals Anlaß gegeben hatte. Sein Gedächtniß war überhaupt bewundernswürdig; die furchtbarsten Leiden konnten seinem spannkräftigen Geiste nichts anhaben. Er dichtete ja noch seine berühmtesten Sachen auf dem Krankenbett, mühsam mit Bleistift schreibend oder dictirend, was bekanntlich sehr angreift und den Schwung der Phantasie lähmt. Wie kalt waren Goethe's Dictate!

Eine merkwürdige Aeußerung Heine's verdient es wohl aus der Unterhaltung, welche wir an jenem Tage mit ihm hatten, herausgerissen zu werden, weil sie ein neues Licht auf seine so viel besprochenen religiösen Ansichten wirft. „Mir ging es wie einem verarmten Manne, der alles verloren und den Hungertod vor Augen hatte, als er unerwartet in einem vergessenen Schubfache seines Geldschranks noch eine Million entdeckt. So war ich durch den Verlust des unschätzbaren Gutes, der Gesundheit, bankerott geworden am irdischen Glück, da fand ich

in meinem Herzen einen stillen Ort, wo der Schatz der Religion bis dahin unbeachtet geruht hatte: Ich bin dadurch vor dem Verschmachten gerettet worden."

Wir überzeugten uns bei diesem Besuche des kranken Dichters, daß in seiner Pflege nichts vernachlässigt wurde. Ein grüner Schirm schützte sein Bett vor Zugluft und ein sauberer Anzug von feinem Flanell behütete seine Glieder davor. Zwei ältliche Mägde mit den weißen Häubchen und der bescheidenen Tracht bekleidet, welche die Pariser Dienstmädchen vor andern großen Städten lobenswerth auszeichnet, waren Nacht und Tag zu seiner Bedienung bereit. Seine Frau blieb für uns unsichtbar, doch stellte er ihr ein lobendes Zeugniß über ihre Pflichttreue aus. In seinem schönen „Abschiedsgedicht an Mathilde" hat er dasselbe poetisch wiederholt. Seine Liebe zu dieser Mathilde ist jedoch erst auf dem Krankenbett geläutert worden. Ursprünglich war es eine frivole Grisetteninclination. Als er das Duell mit dem Manne von Börne's Freundin vorhatte, hielt er es für seine Pflicht, sich mit Mathilde kirchlich trauen zu lassen; sie und ihre Mutter, eine Frau aus dem Volke, weinten vor Freude über diese Ehrenrettung.

Traurig für ihn war es indessen, daß er eine Frau bekam, die kein Wort von seinen Dichtungen verstand und keine Ahnung hatte, welchen Geistesschatz sie in ihm besaß. Goethe's Heirath brachte ihn in ähnliche Verhältnisse und dies berühmte Beispiel war vielleicht für Heine ein Trost. Er feierte seine Hochzeit in sehr merkwürdiger Weise; er lud nur diejenigen von seinen Freunden ein, denen er ein gutes Beispiel geben wollte. Er ermahnte sie allen Ernstes, ihre Grisetten sobald als möglich zu heirathen.

Heine hat jedoch in seiner Leidenszeit den Zauber kennen gelernt, der in dem Umgange mit einem gebildeten geistesverwandten weiblichen Wesen liegt. Seine letzte Liebe, die Mouche, eine Unbekannte, wurde die Trösterin und Seelenfreundin des einsamen Dichters. Es war eine Deutsche, die durch unglückliche Familienverhältnisse nach Paris verschlagen, sich französische Bildung und wahrscheinlich auch französische Leichtfertigkeit dort angeeignet hatte. In Heine's letzten Gedichten steht sie auf idealer Höhe, er feiert in ihr eine auferstandene Beatrice, die den armen Schatten eines Dichtergeistes im Erdenleben aufgesucht hat. Sie schrieb Briefe an ihn, die Aehnlichkeit mit der poetischen

Inspiration Bettina's haben, als sie im Zenith ihres Goethe-Cultus stand, Heine antwortete ihr in Versen, von denen zum Schluß hier eine der schönsten Stellen Platz finden soll:

„Doch wunderbar! Derweilen solcherlei
Bildwerke träumend ich betrachtet habe,
Wird plötzlich mir zu Sinn, ich selber sei
Der todte Mann im schönen Marmorgrabe.

Zu Häupten meiner Ruhestätt'
Stand eine Blume räthselhaft gestaltet,
Die Blätter schwefelgelb und violett,
Doch wilder Liebreiz um die Blume waltet.

Das Volk nennt sie die Blume der Passion
Und sagt, sie sei dem Schädelberg entsprossen,
Als man gekreuzigt hat den Gottessohn,
Und dort sein welterlösend Blut geflossen . . .

Solch eine Blum' an meinem Grabe stand
Und über meinem Leichnam niederbeugend,
Wie Frauentrauer, küßt sie mir die Hand,
Küßt Stirne mir und Augen, trostlos schweigend.

Du warst die Blume, Du geliebtes Kind,
An Deinen Küssen mußt ich Dich erkennen,
So zärtlich keine Blumenlippen sind,
So feurig keine Blumenthränen brennen!

Geschlossen war mein Aug', doch angeblickt
Hat meine Seel' beständig Dein Gesichte,

Du sahst mich an, beseligt und verzückt
Und geisterhaft beglänzt vom Mondenlichte!

Wir sprachen nicht, jedoch mein Herz vernahm,
Was Du verschwiegen dachtest im Gemüthe —
Das ungesprochne Wort ist ohne Scham,
Das Schweigen ist der Liebe keusche Blüthe.

Lautloses Zwiegespräch! man glaubt es kaum,
Wie bei dem stummen zärtlichen Geplauder
So schnell die Zeit verstreicht im schönen Traum
Der Sommernacht, gewebt aus Lust und Schauder!

Was wir gesprochen, frag es niemals, ach!
Den Glühwurm frag, was er im Grase flimmert,
Die Welle frage, was sie rauscht im Bach,
Den Westwind frage, was er wimmert.

Frag! was er strahlet, den Karfunkelstein,
Frag! was sie duften, Nachtviol und Rosen —
Doch frage nie, wovon im Mondenschein
Die Marterblume und ihr Todter kosen!" . . .

Leider ist der Heiligenschein dieser „Mouche" durch die Mittheilungen von Alfred Meißner zerstört worden. Hoffentlich wird sie sich selbst noch einmal rechtfertigen und der Nachwelt sagen, wer Heine's letzte Liebe war. Den Namen „Mouche volante" — fliegende Fliege — hat sie sich selbst beigelegt; es scheint fast, daß auch Heine nicht einmal ihren wahren Namen gewußt hat.

Der Herzog von Enghien

und

die Prinzessin Rohan.

In einem Rococoschlößchen, nahe bei Ettenheim im Breisgau, trug sich zu Anfang dieses Jahrhunderts eine Liebesgeschichte zu, deren tragischer Schluß leider historisch geworden ist. Das Liebespaar schien so glücklich zu sein, ein wahres Idyllenleben hatte es sich bereitet; man lese nur die nachfolgende Beschreibung einer Scene daraus: Es war zur Rosenzeit; ihre Blüthen mit all' ihrem Duft- und Farbenreichthum, prangten in kostbaren Porzellan-Vasen oder geschliffenen Glasbechern auf allen Tischen und auf allen geschnörkelten Kommoden des Rococoschlößchens. Sämmtliche Glasthüren nach dem Garten waren geöffnet, die laue Sommerluft durchwehte ungehindert alle Zimmer und spielte mit den Rosenblättern, die auf den marmornen Fußboden gefallen waren.

Die letzte Thüre in der schönen Zimmer-Reihe war durch einen Vorhang halbverhüllt, sie führte zu dem Boudoir der Schloßdame, zu einem wahren Schmuckkästchen von Zimmer. Es sah in seinem

Auspuтz von rosa Atlassophas mit Spitzen überzogen und weißlackirten Sesseln, auf denen gestickte Kissen lagen, fast wie eine lebendige Schöne aus, die sich kokett zurecht gemacht hat, um bewundert zu werden. In diesem anmuthigen Raum bewegte sich ein weibliches Wesen, das so vollkommen dazu paßte wie die schöne Seele zu einem schönen Körper. Ganz weißgekleidet in jenen ostindischen Muslin, der die weiblichen Formen wie ein glänzendes Spinngewebe umhüllt und im Anfang dieses Jahrhunderts so sehr beliebt war, saß die Prinzessin Charlotte von Rohan, eine holde Liliengestalt, in halbknieender Stellung vor einem niedrigen Tabouret und beobachtete einen vergoldeten Korb, der auf demselben stand. Eine Decke von rothem Sammet verhüllte den Korb und sanfte, regelmäßige Bewegungen ließen etwas Lebendiges unter ihr vermuthen.

Als die Prinzessin mit gespannter Aufmerksamkeit ein Weilchen ihre Beobachtungen fortgesetzt hatte, erhob sie sich und sagte zu einem alten Manne, der wie eine graue Raupe auf einem der mit Rosen geschmückten Lehnstühle saß: „Still, bitte, still — er schläft!“

„Wer schläft? oh, wie beneide ich ihn — ich kann nicht mehr schlafen, seit sie im Kerker war“ —

ein schnarrender Husten unterbrach die gewünschte Stille.

„Quälen Sie sich nicht immer mit diesen traurigen Gedanken, theurer Onkel, es ward das grausame Schicksal ja nicht durch Ihre Schuld über unsre geliebte Königsfamilie gebracht“, sagte die Prinzessin und eilte zu dem alten Manne, ihn liebevoll beim Aufstehen unterstützend.

„Doch, doch, es war meine Schuld, das Geschmeide, welches ich der schönen Königin darbrachte, es zog einen blutigen Streifen um ihren weißen Hals.“

So sprach der Cardinal von Rohan, der durch die furchtbare Halsbandgeschichte allerdings den ersten Todesstreich auf die unglückliche edle Marie Antoinette von Frankreich geführt hatte. Seit sie auf dem Schaffott gestorben war, hatte sich seiner eine Gemüthskrankheit bemächtigt. Er besaß im Breisgau mehrere Schlösser, dorthin zog er mit seiner Nichte, die ihn sorgfältig pflegte. Willig ließ er sich auch jetzt von ihr hinwegführen, sie that es mit einer gewissen Hast und er merkte, wie alle Halbwahnsinnigen argwöhnisch sind, daß sie wünschte, ihn schnell zu entfernen. „Du erwartest heute noch Besuch, liebe Nichte, sei vorsichtig, hüte ihn vor Mördern“, flüsterte er und sah sich scheu nach allen Seiten um.

„Ja, er kommt bald, aber bei uns ist er gut aufgehoben, alle unsre Diener sind treu — Ihre düstre Furcht paßt nicht in unser heiteres Rosenschloß, hier droht ihm keine Gefahr."

„Doch, doch, glaube mir, der kleine Korporal aus Corsika läßt ihn beobachten." —

Die Prinzessin wurde ein wenig blaß und übergab den geisteskranken Greis mit großer Eile den Händen seiner harrenden Pfleger, dann eilte sie aus einer der vielen Glasthüren und spähte in die Ferne. Sie blinzelte lange vergebens mit den schönen kurzsichtigen Augen umher; endlich schien sie den Gegenstand ihrer sehnsüchtigen Erwartung zu erblicken. Eine Jägeruniform, grün und golden schimmerte durch die Büsche, die schon in der Abendsonne glänzten und deshalb wohl ein weitsichtigeres Auge täuschen konnten als Prinzessin Rohan es besaß. Sie eilte mit einem leichten Aufschrei der Freude in ihr Zimmer zurück und warf sich in einen Sessel, mit beiden Händen ihr holdes Antlitz verhüllend als fürchte sie sich vor dem eben noch heiß ersehnten Besuch. Ein leises Klopfen an der offenen Gartenthür, wurde mit einem noch leiseren: „entrez" erwidert und im nächsten Augenblick zog Jemand ihr die Hände vom

Gesicht herab und drückte einen glühenden Kuß auf ihre erröthende Stirn.

„Aber mein Prinz, schon wieder in einer andern Verkleidung? ich hätte Sie beinahe nicht erkannt.“ —

„Ich mußte mir im Försterhause die Kleider des ältesten Jägerburschen leihen, denn denken Sie nur, theure Lalotte, als ich durch den Ettenheimer Wald fuhr, folgten mir zwei Spione, ich stieg beim Förster aus, ließ meinen Wagen dort und kam zu Fuß hierher, morgen holt mich der gute Mann wieder ab, ich darf doch hier bleiben, Prinzessin?“

„Gewiß mein hoher Herr, aber mich ängstigt die Gefahr, die Ihnen bei jedem Besuche zu drohen scheint, warum verfolgt man Sie denn immer wieder?“

„Weil ich ein Prinz von Geblüt bin, der Herrscher Frankreichs fürchtet mich“, lachte der junge Mann und zog die Dame seines Herzens mit übermüthiger Laune auf das Atlassopha neben sich. Er achtete nicht darauf, daß goldene Tressen und Knöpfe seines groben Jagdrockes dem zarten Spitzenüberzuge desselben sehr gefährlich wurden.

Seine ungestümen Liebkosungen wehrte die Prinzessin mit frauenhafter Würde ab; es entspann sich ein kleiner Kampf zwischen dem glücklichen Paar. Ein zürnender Schrei, ein geräuschvoller Schlag auf

die dreisten Männerhände, weckten endlich den vergessenen kleinen Schläfer im goldenen Korbe.

Die Purpurdecke wurde rasch abgeworfen und laut bellend sprang ein rehfarbenes Windspiel auf den Schooß seiner Herrin, um sie gegen die Küsse ihres Geliebten zu vertheidigen.

Lachend streichelte er den schönen Hund und wußte ihn so gut zu beschwichtigen, daß sehr bald die weiche, wollige, rosige und kühle Nase sich liebkosend an ihn schmiegte.

Die Prinzessin freute sich unbeschreiblich über das schnelle Verständniß des Thierchens; es war schon lange ihr Wunsch gewesen, ihrem Geliebten in der Treue des Hundes einen Talisman für die Gefahren zu geben, die ihm so beängstigend überall entgegentraten.

Sie nahm aus ihrem Arbeitskästchen ein Halsband von blauem Sammet, das sie mit kunstreicher Hand für das Lieblingshündchen gestickt hatte und legte es fest um den schlanken Hals desselben. Der junge Mann betrachtete mit Bewunderung die reiche Goldstickerei, sie stellte zwei verschlungene Wappen dar, wie sie vornehme Eheleute auf ihrem Eigenthum zur Schau zu tragen pflegen.

„Ah, unser Alliance-Wappen, meine Freundin,

wie mich das glücklich macht!" rief er und küßte die Hand der schönen Geberin.

„Unser geheimes Bündniß durch die Treue von Lilili bewacht, mein Freund, wird von Niemandem angetastet werden", sagte sie und ließ sich seine Liebkosungen ohne Abwehr gefallen. Der Hund störte sie nicht mehr, er mischte sich wie ein geliebtes Kind in ihre Umarmungen. Das schöne zarte Thierchen sollte, wie sein neuer Herr, bald vom härtesten Schicksal betroffen werden. — Am andern Tage kehrte Anton Heinrich von Bourbon, Herzog von Enghien, mit dem Geschenk der Prinzessin Rohan, seiner ihm heimlich angetrauten Gemahlin, nach Ettenheim zurück, wo er in einem Jagdschlößchen ihres Oheims, des oben erwähnten Cardinals von Rohan, Wohnung genommen hatte.

Die Lage von Ettenheim gefiel dem jungen Herzoge außerordentlich; die dunkeln Linien des Schwarzwaldes faßten die grüne Hügellandschaft anmuthig ein. Seine Vorliebe für die Jagd und für einsame Streifereien fand reichliche Befriedigung in der waldigen Umgegend. Ein schöner Park mit einem See stieß an das alterthümliche Schlößchen, welches er bewohnte. Dichte Schlingpflanzen und hohe Baumgruppen beschatteten seine Fenster, an

denen er einige bescheidene Blumentöpfe aufgestellt hatte.

Seine kleine Hofhaltung war fast ärmlich eingerichtet, einige Unglücksgefährten, Emigranten oder Verbannte wie er, der Marquis von Tumery, der Baron von Grünstein, der Lieutenant Schmid, der Abbé Wembronn und der treue Jakob, sein Geheimsecretär, hatten sich ihm angeschlossen. Man spielte Schach, ging auf die Jagd, widmete sich der Lektüre und machte zuweilen auch wohl eine Reise.

Das Verhältniß des Herzogs zur Prinzessin von Rohan veranlaßte ihn namentlich oft zu geheimen Ausflügen und Verkleidungen, wie oben geschildert wurde. Unglücklicherweise wurde dadurch die argwöhnische Aufmerksamkeit der Spione Napoleon's erregt. Sie folgten seiner Spur und verloren sie immer wieder. Niemand kam auf den Gedanken, daß eine heimliche Ehe den Herzog so lange beschäftigte, seine häufigen Abwesenheiten wurden politischen Ursachen zugeschrieben. War es der Reiz des Geheimnisses, den der Herzog seiner Verbindung erhalten wollte oder hatte er andere Motive, die unbekannt geblieben sind, er bestrebte sich jahrelang, die Spione Napoleon's irre zu führen, aber es geschah zu seinem eigenen Unglück, denn

die Zeit der Verschwörung unter Georg Cadoudal rückte heran und brachte eine große Aufregung im Napoleonischen Lager gegen die Royalisten hervor. Als der Herzog von Enghien einmal wieder heimlich verreist gewesen war, wurde behauptet, er sei in Paris gesehen worden, auch von England aus kamen Drohungen gegen Napoleon, damals noch erster Consul, die man in Beziehung zum Herzog von Enghien brachte. Ein Spion, ein Deutscher, der sehr schlecht französisch sprach, trug unglücklicherweise durch seine fehlerhafte Aussprache dazu bei, ein Mißverständniß über den Umgang des Herzogs zu verbreiten. Er irrte sich nämlich in den beiden Namen Tumery und Dumouriez! Ersterer gehörte zum Gefolge des Herzogs und Letzterer war der bekannte Gegner Napoleon's. Durch diesen an sich so unbedeutenden Fehlgriff wurde der Verdacht gegen den Herzog bedeutend gesteigert. General Moncey eilte mit blindem Eifer nach Malmaison und überbrachte die Nachricht, daß der Herzog von Enghien mit dem General Dumouriez Umgang pflege.

Napoleon gerieth in heftigen Zorn und erklärte laut, es müsse ein „Exempel statuirt" werden gegen die Royalisten. Man hatte gerade das Gerücht

verbreitet, der Graf von Artois (später Karl X.) besolde eine ganze Mörderschaar in Paris, um den ersten Consul zu tödten. Um den zürnenden Napoleon zu beruhigen, schlug ihm Talleyrand vor, den Herzog von Enghien unschädlich zu machen, indem man ihn gefangen nähme.

Es war fast dreiviertel Jahr später als die oben geschilderte Rosenzeit des jungen Liebesglückes; der Herzog kehrte spät Abends von der Jagd und von einem Besuche bei seiner Gemahlin zurück. Er sah in der Dunkelheit einige vermummte Gestalten um sein Haus schleichen, doch legte er sich arglos nieder, wurde aber in der Nacht oder vielmehr in der Morgenfrühe (des 15. März 1804) durch den Hufschlag von zwei Escadrons Dragoner geweckt, die sein Haus umzingelten. Die friedlichen Bewohner von Ettenheim fuhren entsetzt aus ihrem Schlaf empor und erfuhren, daß der gute, edle, allgemein beliebte Herzog von Enghien als Gefangener in eine nahgelegene Mühle gebracht sei. Man hatte weder ihm noch seinem Gefolge Zeit gelassen, sich anzukleiden. Einer seiner Freunde, der Baron Grünstein, benutzte diesen Umstand und zog rasch die Kleider des Herzogs an, um durch die edle Lüge, daß er der Herzog sei, ihn zu retten.

Aber leider wollte der Herzog das Opfer nicht annehmen, und um ähnliche Versuche zu hindern, wurde dessen Signalement ganz genau festgestellt. Es lautete: Größe: ein Meter zweiundfünfzig Centimeter; Haar und Augenbrauen dunkelblond; Gesicht oval; Augen grau mit einem braunen Schein; Mund mittelmäßig; Nase gebogen; Kinn etwas spitz; wohlgebildet von Gestalt.

Man ließ den Herzog von seinen Freunden trennen und brachte ihn in einem offenen, zweirädrigen Wagen bis an den Rhein, wo man ihn in einem Nachen übersetzen wollte. Er machte den Versuch ins Wasser zu springen und sich durch Schwimmen seinen Feinden zu entziehen, aber zwei französische Offiziere nahmen ihn in ihre Mitte und machten jede Bewegung zur Flucht unmöglich. Am andern Ufer des Rheins mußte er bis Pforzheim zu Fuß gehen, man brachte ihn in den Gasthof zum Weißen Adler, wo man ihn endlich frühstücken ließ.

Bis hierher hatte der Herzog unter seinem Mantel mit vorsichtiger Zärtlichkeit das schöne Hündchen getragen, welches ihm einst seine geliebte Charlotte geschenkt hatte, aber er mußte sich entschließen, es im Gasthof zurückzulassen, weil die französischen Offiziere es ihm befahlen. Er wurde

in einem geschlossenen Wagen nach Straßburg gebracht. Unterwegs kam der kleine Hund keuchend und winselnd hinter dem Wagen hergelaufen. Auf vieles Bitten wurde dem Herzog gestattet, das arme Thierchen wieder in seinen Mantel zu nehmen.

In Straßburg wurde der Herzog drei Tage auf der Citadelle in strengem Gewahrsam gehalten; er schrieb an die Prinzessin von Rohan und bat den Commandanten dringend, den Brief durch einen expressen Boten sogleich besorgen zu lassen — sie erhielt ihn jedoch erst acht Tage nach seinem tragischen Tode!

Auch soll der Herzog während seiner Gefangenschaft in Straßburg an Napoleon geschrieben und ihm sogar seine Dienste zur Ehre Frankreichs angeboten haben. Dieser Brief ist zwar später von den Verwandten des Herzogs abgeleugnet worden und ist auch nie an seine Adresse gelangt oder doch zu spät. Man behauptet, Talleyrand habe mit teuflischer Bosheit den Brief des Herzogs mehrere Tage an sich behalten und ihn erst am 22. März dem ersten Konsul überreicht, als die blutige That schon dessen Seele mit Gewissensqualen und Reueschmerzen verdüsterte.

Am 18. März wurde der gefangene Herzog wieder aus dem Schlafe gestört, der Oberst Charlot trat bald nach Mitternacht bei ihm ein, mit dem Befehl, sich zur Abreise zu rüsten, doch sagte er nicht, welches das Ziel derselben sei. Ein dunkles Vorgefühl unabwendbarer Gefahr erfaßte den Herzog, er bat um die Vergünstigung, Abschied von seinem Gefolge nehmen zu dürfen. Der Oberst erlaubte es und sah mit thränenden Augen der rührenden Scene zu. Alle weinten, nur der Herzog nicht. Als aber sein Windspiel winselnd und ahnungsvoll mit dem seelischen Instinkt der Hundetreue an ihm emporsprang, wurde auch er weich und nahm das Thierchen liebkosend auf den Arm. Mit menschlichem Gefühl begabt, verlangte der Oberst keine Trennung von seinem Liebling. Er führte den Herzog und seinen treuen Hund durch die dunklen Gänge der Citadelle, zwei Gensdarmen mit Fackeln begleiteten die nächtlichen Wanderer auf ihrem melancholischen Gange.

Auf dem Münsterplatz hielt ein sechsspänniger Wagen, den der Herzog besteigen mußte, der Oberst und zwei Bewaffnete setzten sich zu ihm. Ohne Aufenthalt fuhr man über Nancy, Troyes, Melun, lauter Orte, die durch die Siege des großen Condé,

des Urgroßvaters des Herzogs von Enghien, berühmt geworden waren.

Um zwei Uhr kam der Gefangene in Pantin an; von hier aus wurde ein Courier nach Malmaison gesendet, um die Befehle des ersten Consuls einzuholen.

Nach drei Stunden peinlichen Wartens im Wagen kam der Befehl, den Herzog nach Vincennes zu bringen; er lehnte sich noch einmal aus dem Wagenfenster, um die Abendsonne zu sehen, die für ihn zum letzten Mal die Thürme von Paris vergoldete!

Unter den Papieren, welche man in Ettenheim bei dem Herzoge und seinem Gefolge gefunden hatte, befanden sich mehrere Briefe aus England, die ihn compromittirten. Darauf hin und auf die Aussagen von Spionen hatten die drei Consuln in Malmaison verfügt, daß ein Kriegsgericht in Vincennes eingesetzt werde, um den Herzog von Enghien zu verurtheilen. Man sagt, daß Napoleon nur zur Abschreckung der royalistischen Partei das Todesurtheil desselben verlangte, daß er aber den festen Vorsatz gehabt habe, im letzten Augenblick die Begnadigung eintreten zu lassen.

Um sechs Uhr Nachmittags langte der Herzog in Vincennes an, wo er erst vor einer Stunde

durch einen reitenden Gensdarmen angemeldet war und daher keinerlei Anstalten zu seinem Empfange getroffen werden konnten. Der Festungskommandant, General Harel, räumte dem wichtigen Gefangenen in aller Eile seinen eigenen Salon ein, bis ein anderes Zimmer geheizt werden konnte.

Der unglückliche Herzog setzte sich erschöpft und erfroren an den Kamin und bat um etwas zu essen, da er seit der Abfahrt von Straßburg in der Morgenfrühe nichts genossen hattte.

Im Schlosse zu Vincennes war nichts Eßbares aufzutreiben, aber ein Gastwirth im Orte hatte noch die Reste eines Diners im Hause und man beeilte sich, dieselben dem hungernden Fürsten vorzusetzen. Der Kommandant deckte selbst den Tisch und bediente seinen hohen Gefangenen eigenhändig.

Während er damit beschäftigt war, sagte der Herzog in seiner liebenswürdigen, feinen Höflichkeit: „Ah, mein General, ich habe eine Bitte an Sie, erlauben Sie doch, daß mein Hündchen an meiner Mahlzeit theilnehmen darf. Mein kleiner Unglücksgefährte ist ebenso ausgehungert wie ich, er ist auch noch ganz nüchtern seit Straßburg."

Der Kommandant gab feierlich aber stumm ein Zeichen seiner Einwilligung. Der Herzog theilte

hierauf seine Suppe und die übrigen Speisen mit Lilili, der einen vortrefflichen Appetit entwickelte. Dann bat der Herzog um ein Zimmer, wo er schlafen könne. Man führte ihn drei Treppen hinauf in einen Thurm, wo eine vergitterte Zelle für ihn bereitet war. Es war neun Uhr Abends, der Wind und Regen umbrausten das kleine Fenster unheimlich und kalt. Der Gefangene bat um seinen Mantelsack, weil er frische Wäsche anziehen wollte. Nachdem er dies gethan hatte, streckte er sich behaglich auf seinem harten Lager aus und theilte es mit seinem Hündchen ebenso treulich wie vorher die Mahlzeit. Ein Gefangenwärter und ein Offizier mußten im Zimmer wachen. Es fand sich, daß letzterer in früherer glücklicherer Zeit den Herzog als Kind gekannt hattte. Er suchte ihm Muth und Hoffnung einzuflößen; er erzählte ihm, daß der große Condé, sein Ahnherr, auch einst in diesem Thurm als Gefangener gelebt und ihn erst verlassen hatte, um zu Glück und Glanz nach Paris zurückzukehren. Erheitert schlief der Herzog hierauf ein.

Aber bald sollte er abermals gestört werden; die Kommission, welche das Verhör mit ihm abhalten sollte, langte mitten in der Nacht in Vincennes an und der arme Gefangene mußte aus seinem

erquickenden Schlaf geweckt werden. „Ach, hätte es denn nicht noch einige Stunden Zeit gehabt? ich schlief gerade so gut", seufzte der Herzog und zog sich eilig an.

Unmittelbar nachher begann in furchtbarer Eile das Verhör. Er sagte in allen Stücken die Wahrheit; er war nicht betheiligt an den Verschwörungen Cadoudal's und Pichegru's. Als der Herzog seinen Namen unter das Protokoll setzte, fügte er abermals eine Bitte an Napoleon hinzu, ihn selbst anhören zu wollen. Doch ist auch dieser Versuch, das Herz des Eroberers zu rühren, zu spät demselben zu Gesicht gekommen. Nach diesem nächtlichen Verhör wurde der Herzog dem Kriegsgericht gegenübergestellt; mit stolzem aber sanftem Blick vertheidigte er sich anfangs gegen die Anklagen desselben. Aber nach und nach bemächtigte sich des jungen Fürsten eine natürliche und verzeihliche Aufregung und Heftigkeit. Er verrieth seine Abneigung gegen die Republik und seine Hoffnung auf Wiedereinsetzung der Bourbons in Frankreich. Die Richter erklärten ihn für schuldig, als Theilhaber an den Absichten der Royalisten und verurtheilten ihn einstimmig zum Tode.

Am 20. März wurde er abermals bei Tagesgrauen geweckt. Nachdem er sich schlaftrunken

angekleidet hatte, führte ihn der Kommandant Harel die enge, dunkle Wendeltreppe seines Thurmgefängnisses hinab. Der Herzog fragte mehrere Male: „wohin bringen Sie mich denn?"

Der Morgen dämmerte kaum, als der Kommandant die kleine Pforte öffnete, welche in den Festungsgraben führte und mit bebender Stimme sagte: „Gnädiger Herr, fassen Sie allen Ihren Muth zusammen."

Der Herzog erblickte eine Abtheilung Soldaten, welche ihre Gewehre luden; auf einer Erhöhung des Terrains standen die sämmtlichen Offiziere des Kriegsgerichts und dicht neben sich konnte der Gefangene ein frisch gegrabenes Grab erkennen.

„Ah! ich soll also doch einen ehrlichen Soldatentod sterben, nicht zeitlebens im Kerker schmachten", rief der junge Fürst mit einem freudigen Klang in der Stimme und schritt mit fester, gerader Haltung vorwärts.

Ein Capitain trat vor, um das Todesurtheil mit zitternder Stimme abzulesen.

„Möge Gott meinen Richtern vergeben, wie ich ihnen vergebe; thun Sie Ihre Pflicht, meine Herren! Aber hoffentlich wird man mir, auf einen Augenblick

nur, den Zuspruch eines katholischen Priesters gönnen?“ rief der Herzog.

„Er will wie ein Mönch sterben“, schrie höhnisch lachend einer der militärischen Scharfrichter.

Der Herzog blickte mit schmerzlichem Erstaunen auf ihn und schwieg einige Minuten, dann sagte er:

„Meine Herren, ich habe noch eine Bitte, die sich leicht erfüllen läßt“ —

Niemand antwortete.

„Gibt es denn keinen Ehrenmann unter Ihnen, der den Wunsch eines Sterbenden ausführen möchte?“

Die Soldaten sahen sich untereinander an, aber Niemand regte sich. Da trat derselbe Offizier heran, der in der Nacht bei dem Herzog gewacht hatte.

„Oh, Sie sind gut, kommen Sie näher, Sie werden meine Bitte erfüllen“, sagte der Gefangene und redete einige leise Worte mit dem Offizier, der die Hand auf's Herz legte, wie um zu betheuern, daß er seinen Wunsch gewissenhaft erfüllen wolle.

„Hat Niemand eine Scheere bei sich?“ fragte der Herzog wieder laut redend.

Die seltsame Frage ging von Mund zu Munde; endlich fand ein Soldat eine Scheere in seiner Brusttasche. Der Herzog nahm sie und schnitt sich

eine Locke damit ab, dann zog er einen Ring von seiner schönen, weißen Hand und übergab die beiden Gegenstände dem Offizier, indem er nochmals einige leise Worte hinzufügte.

„Meine Freunde" — rief dann der Herzog.

„Ei was, Ihr habt keine Freunde hier", unterbrach ihn eine barsche Stimme inmitten der Gruppe.

Dies rohe Wort durchzuckte den Herzog sichtlich mit Schmerz und Erstaunen, doch faßte er sich rasch und sagte mit würdevollem Stolz:

„Wohlan, man weise mir meine letzte Schlachtstellung an."

„Sie müssen niederknien", rief dieselbe barsche Stimme abermals.

„Ein Condé kniet nur vor Gott, nicht vor seinen Feinden", rief der Herzog, warf das Tuch, womit man ihm die Augen verbinden wollte, bei Seite, blickte gen Himmel und kommandirte laut: „Zielt nach dem Herzen, gebt Feuer!" „Feuer" wiederholte der kommandirende Offizier, und im selben Augenblick durchbohrten die Kugeln die Brust des Herzogs; er fiel vornüber — in der furchtbaren Pause, die dem Getöse der Schießgewehre folgte, drang ein herzzerreißendes Jammergeschrei aus dem alten Thurm mit den zerbrochenen Fensterscheiben,

wo der Herzog zwei Nächte geschlafen hatte. Sein armes Hündchen war dort eingesperrt und hörte die Kugeln, die das Herz seines Herrn durchbohrten.

Man ließ den Hund unbeachtet entlaufen, er verkroch sich irgendwo, aber wenn Alles still war, kam er wieder zum Vorschein und winselte laut auf der Stelle im Festungsgraben, wo man den Herzog von Enghien eingescharrt hatte. Diese rührende Todtenklage lockte bald eine Menge Menschen herbei, die über die Ermordung in lauten Tadel ausbrachen. Der Kommandant ließ sie von seinen Soldaten wegtreiben und den Hund peitschte man fort, aber vergebens, er kehrte immer wieder nach der Unglücksstelle zurück. Das hübsche Thierchen war mager und häßlich geworden, eine mitleidige Schildwache schoß ihm endlich eine Kugel in sein treues Herz.

Im Rococoschlößchen bei Ettenheim verhüllte ein Trauerflor die rosenrothen Zimmer und das leere goldene Körbchen des Lieblingshundes. Im Wittwenschleier wurde die Prinzessin von Rohan erst als die Gemahlin des Herzogs von Enghien anerkannt. — Napoleon hat in St. Helena erklärt, daß er den Tod desselben nicht gewollt habe, sondern nur durch Talleyrand dazu verleitet worden sei. —

---

wo der Herzog zwei Nächte geschlafen hatte. Sein armes Hündchen war dort eingesperrt und hörte die Kugeln, die das Herz seines Herrn durchbohrten.

Man ließ den Hund unbeachtet entlaufen, er verkroch sich irgendwo, aber wenn Alles still war, kam er wieder zum Vorschein und winselte laut auf der Stelle im Festungsgraben, wo man den Herzog von Enghien eingescharrt hatte. Diese rührende Todtenklage lockte bald eine Menge Menschen herbei, die über die Ermordung in lauten Tadel ausbrachen. Der Kommandant ließ sie von seinen Soldaten wegtreiben und den Hund peitschte man fort, aber vergebens, er kehrte immer wieder nach der Unglücksstelle zurück. Das hübsche Thierchen war mager und häßlich geworden, eine mitleidige Schildwache schoß ihm endlich eine Kugel in sein treues Herz.

Im Marcoschlößchen bei Ettenheim verhüllte ein Trauerflor die verwaisten Zimmer und das leere, goldene Körbchen des Lieblingshundes. Im Wittwenschleier wurde die Prinzessin von Rohan erst als die Gemahlin des Herzogs von Enghien anerkannt. — Napoleon hat in St. Helena erklärt, daß er den Tod desselben nicht gewollt habe, sondern nur durch Talleyrand dazu verleitet worden sei. —

Alfred de Musset

und

Georges Sand.

13*

Motto:

Ich nenne Liebe, wenn das ganze Wesen eine wehende Flamme ist. Da das Leben einer Frau mit der Liebe beginnt und sie instinktmäßig fühlt, ihr Glück — nein, mehr! .... ihr Heil sei daran geknüpft: so ist für sie eine Liebe ohne Verklärung nicht denkbar. Gräfin Hahn-Hahn.

Die beiden größten Geister der neuen französischen Literatur sind wie zwei Kometen mit glühenden Feuerschweifen in Liebe und Haß auf einander gestoßen! Die Geschichte ihrer Leidenschaften ist in Frankreich so bekannt geworden, daß drei Romane nicht ausreichten, um alle Einzelheiten derselben aufzunehmen. Auch in Deutschland hat man diese Romane mit Eifer gelesen. Lui et elle hieß der erste, der eine Selbstverherrlichung Georges Sand's war und eine Anklage Alfred de Musset's enthielt. Elle et lui erschien als Antwort des Bruders desselben, Paul de Musset, der den beleidigten Schatten des todten Dichters rächte, indem er Georges Sand's Roman Wort für Wort widerlegte und Schmach

mit Schmach vergalt. Das dritte Schriftstück in Sachen dieses berühmten Liebespaares war der Roman Lui von Louise Collet geb. Réval, der mit Recht Anspruch darauf machte, den Mittelweg der Wahrheit zwischen den beiden vorhergehenden Anklagen eingeschlagen zu haben.

Wir werden daher vorzugsweise auf ihn Rücksicht nehmen bei Feststellung der Thatsachen; Louise Collet, noch mehr schöne Frau als geistreiche Schriftstellerin, war einst die Muse des liebenswürdigen alten Philosophen Victor Cousin, der, als ein wiederauferstandener Frauenlob, im Greisenalter einen rosenfarbenen Nimbus in seinen Schriften ausstrahlen ließ über sämmtliche berühmte Frauen des siebzehnten Jahrhunderts. Louise Collet hatte ihn zuerst für weibliche Schöngeisterei schwärmen gelehrt und ohne sie würde er wahrscheinlich nicht seine Forschungen so speciell gerade diesem Zweige der französischen Geschichte zugewendet haben.

Louise Collet hat in dem Liebesroman von Alfred de Musset und Aurora Dudevant auch ihrem Verehrer, Victor Cousin, eine Episode gewidmet, wie sie sich selbst überhaupt eine glänzende Rolle darin zugetheilt hat. Nach ihren Aussagen ist sie gewissermaßen die Seelenretterin Musset's gewesen und seine Liebe,

von allen irdischen Schlacken geläutert, gehörte ihr mehr an als jemals einer andern Sterblichen.

Alfred de Musset war als Dichter ein Epigone von Byron und Heine; er besaß die melancholische Glut des Ersteren und die graziöse Kaltherzigkeit des Letzteren im Vereine mit der Keckheit und Feinheit des französischen Geistes. Heine war entzückt von Musset's Talent, obwohl er in seinen Kritiken dasselbe oft sehr scharf beurtheilt hat. Von Nachahmung konnte übrigens keine Rede sein, da Alfred de Musset kein Deutsch verstand und auch stets seinerseits behauptete, daß er Heine's Dichtungen nie gelesen habe, obwohl bekanntlich eine sehr gute Uebersetzung in's Französische von des Dichters eigener Hand existirt. Alfred de Musset hat erklärt, ein Schüler Voltaire's und Rousseau's zu sein, was man ihm leicht glauben kann, da es wohl einleuchtend ist, daß bis auf diese Stunde jeder gebildete Franzose von diesen beiden großen Intelligenzen seine geistige Nahrung entnimmt. Die zerstörungslustige Ironie des Ersteren und die sinnliche Sentimentalität des Letzteren beherrschen noch jetzt die französische Literatur wie zur Zeit der Encyklopädisten. Die lyrische Poesie aber ist ein Product der Neuzeit in Frankreich; Victor Hugo und Lamartine

sind die unmittelbaren Vorläufer von Alfred de Musset gewesen in diesem Genre. Er hat Beide übertroffen durch die Kraft seines Ausdrucks und die Schönheit seiner Empfindung, ja er hat sogar oft die Poesie der Melancholie ergreifender zur Darstellung gebracht wie Byron und die Witzfunken der Ironie wirksamer wie Heine leuchten lassen.

Als zwanzigjähriger Jüngling gab er seine erste Gedichtsammlung heraus, einige Jahre später wurden seine reizenden Theaterscenen aufgeführt und seine kleinen Romane in Versen, wie sie einst Byron und jetzt Paul Heyse in die Mode brachte, machten ihn bald zum Lieblingsdichter Frankreichs. Er war von vornehmer Geburt und feiner Erziehung, kein armer Poet, der im Kampf um's Dasein den Glanz seiner Flügel einbüßte. Seine Eltern waren stolz auf seine Erfolge und gewährten ihm alle Mittel, um das Leben zu genießen; man riß sich um ihn in der vornehmen Welt. Sogar am Hofe des Königs Louis Philipp wurde er gefeiert; der liebenswürdige Herzog von Orleans war sein Busenfreund, die Herzogin Helene belehrte ihn über deutsche Literatur, und alle schönen Frauen der großen Welt verhätschelten ihn in jeder Weise. Er tanzte leidenschaftlich gern, trank, spielte, hatte Liebschaften hohen

und niederen Ranges, seine kindliche glückliche Natur schützte ihn vor moralischem Untergang, aber seine zarte Gesundheit begann frühzeitig zu wanken in Folge dieses raschen und mannigfachen Lebensprozesses. Wenn er ermüdet um Mitternacht nach Hause kam, setzte er sich oft noch an den Schreibtisch und dichtete in größter Aufregung die ganze Nacht hindurch. In der Abspannung, die naturgemäß am andern Morgen eintrat, gewöhnte er sich bald, zu erregenden und stärkenden Mitteln seine Zuflucht zu nehmen; erst zu feurigem Wein und später zu dem Feuerwasser, das die Wilden mit Recht Gift genannt haben.

Als er dreiundzwanzig Jahr alt war, beschrieb ihn ein Augenzeuge, der ihn auf einem Balle sah, folgendermaßen: „Er war schlank und von mittlerer Größe; sein Anzug zeigte die größte Sorgfalt, sogar ein wenig zu viel. Er trug einen bronzefarbenen Frack mit goldenen Knöpfen, auf seiner braunseidenen Weste klapperte eine schwere Goldkette, zwei Cameen schlossen die Falten seines Battisthemdes, eine schmale Halsbinde von schwarzem Atlas ließ den wachsbleichen Farbenton seiner Haut noch auffallender erscheinen. Die Schönheit seiner Hände wurde durch die dünnen weißen Glacéhandschuhe nicht

verhüllt. Auf die blonden reichen Haare hatte er eine ganz besondere Sorgfalt verwendet. Nach dem Beispiele Lord Byron's waren sie wie eine Krone für eine Dichterstirn zugeschnitten und fielen in traubenförmigen Locken an den Schläfen und in den Nacken herab. Blonde Leute haben meistens rothe Bärte, aber bei ihm zeigte der Bart eine dunklere Schattirung wie das Haar, und die Augenbrauen waren beinah schwarz. Seine Nase war griechisch, sein Mund sehr lieblich. Ueber seine ganze Erscheinung war ein aristokratischer Schimmer verbreitet." Außer den schönen Haaren und dem edlen Anstand hat er keinen von seinen körperlichen Vorzügen lange behalten. Kränklichkeit und wüste Lebensweise zerstörten dieselben sehr bald.

Noch in der Zeit seiner Blüthe, vielleicht in seinem fünfundzwanzigsten Jahre, lernte er die Frau kennen, die er in so leidenschaftlicher Weise lieben und hassen sollte, daß die ganze civilisirte Welt daran theilnahm. Er sagte von sich selbst, daß er, ganz anders wie sein Seelenverwandter Byron, durchaus keine Abneigung gegen Blaustrümpfe hegte, daß er im Gegentheil eine große Vorliebe, eine Art von andächtiger Verehrung für den weiblichen Genius fühlte.

Der Stern von Aurora Dudevant begann in jener Zeit am Literaturhimmel Frankreichs aufzugehen. Unter dem seltsamen einfachen Namen Georges Sand waren drei bis vier Romane: Rose et Blanche, Indiana, Valentine, Lélia erschienen, die alle Herzen und alle Geister entzündet hatten. Man meinte, nie so viel Schönes, Neues und Feuriges beisammen gefunden zu haben.

Der Ruhm und in seinem Gefolge das Gold waren wie lauter Donner und heller Blitz in die Dachkammer einer jungen Frau gekommen, die sich dem Unglück und der Armuth verfallen glaubte. Der Funke des Genies hatte lange in ihrem Geiste geschlummert und wie ein Fiebersymptom ihr Herz beunruhigt. Wäre sie eher zur Erkenntniß darüber gekommen, so hätte sie ihr Glück erhalten können, das sie auf den selbstgewählten stürmischen Lebenswegen unwiederbringlich verlor.

Aurora Dudevant, geborene Dupin, war die Urenkelin des berühmten Marschalls von Sachsen, der seine leichtherzige Liebe nach dem Tode von Adrienne Lecouvreur*) abermals einer Schauspielerin

*) Siehe: Berühmte Liebespaare von F. von Hohenhausen. 1. Band. Seite 85. Braunschweig, Westermann.

zugewendet und einer Tochter das Leben gegeben hatte. Dieselbe erhielt den Namen Aurora gewiß als Andenken an seine schöne Mutter, die Geliebte des sächsischen Polenkönigs August des Starken, und wurde von der Dauphine von Frankreich, die sich als geborene Prinzessin von Sachsen, als die Nichte des Marschalls Moritz von Sachsen betrachtete, erzogen, erhielt auch die gerichtliche Anerkennung und den Namen ihres berühmten Vaters. Jung, schön und unverdorben, wurde Aurora von Sachsen an einen vornehmen Wüstling, den Grafen von Hoorn, verheirathet, der jedoch sehr bald nachher im Duell erschossen wurde, zum Glück für die junge Gräfin, die vor ihm gewarnt worden war wie vor einem Pestkranken und stets seine Nähe geflohen hatte. Als sechzehnjährige Wittwe lebte sie eine Zeitlang im Kloster und dann bei ihrer Mutter, der gewesenen Schauspielerin, aber in so strenger Zurückgezogenheit, daß sie bis zu ihrem dreißigsten Jahre mit keinem Mann näher bekannt geworden war, nur mit Herrn Dupin, einem Generalpächter der Finanzen, der sich de Franceuil nennen ließ und in den Bekenntnissen von Rousseau mehrfach ehrenvoll erwähnt wird. Er war ein liebenswürdiger, schon bejahrter Herr aus der altfranzösischen Schule

der Höflichkeit und Bildung. Es gelang ihm trotz seiner sechzig Jahre, die schöne Dreißigerin zu gewinnen und eine sehr glückliche Ehe mit ihr zu führen. Ein Sohn, der Moritz, nach dem Marschall von Sachsen, genannt wurde, erfüllte das Herz der Frau, die eigentlich keine andere Liebe gekannt hatte, mit einer so leidenschaftlichen Zärtlichkeit, daß ihr ganzes späteres Leben darunter leiden sollte.

Dieser Sohn, ein schöner aber leichtsinniger, verweichlichter Mensch, verliebte sich in den wilden Kriegsscenen zur Zeit des ersten Napoleon in eine verrufene Frau und verheirathete sich heimlich mit ihr. Seine verwittwete Mutter war in Verzweiflung, als sie es erfuhr, denn die Franzosen haben viel mehr Familiensinn und moralische Strenge gegen weibliche Vergehungen, als man gewöhnlich voraussetzt. Unter Thränen und häuslichem Kummer aller Art, auch unter Nahrungssorgen, da der junge Offizier noch keine Familie ernähren konnte, wenn ihm die Unterstützung seiner Mutter fehlte, wurde ein Mädchen geboren und abermals mit dem romantischen, erblichen Namen Aurora getauft. Es war die nachmals so berühmte Schriftstellerin; sie verlor sehr früh ihren Vater und wuchs schutzlos unter den fortgesetzten Familienzwisten ihrer Mutter und ihrer Großmutter

auf. Letztere warf Ersterer immer wieder vor, daß sie die Ehre ihres Hauses verdunkelt habe, durch ihre geringe Herkunft und ihren leichtsinnigen Wandel vor der Ehe mit dem jungen Dupin. Das Kind nahm naturgemäß Partei für die Mutter und durchweinte oft halbe Nächte an der Seite der Tiefgekränkten, die ebenfalls in Thränen zerfloß. Die große Nervenreizbarkeit, die so oft die Begleiterin des Genius ist, entstand unzweifelhaft dadurch bei dem zart organisirten Kinde schon sehr frühzeitig.

Achtzehn Jahre alt verheirathete sich Aurora mit einem jungen Artillerielieutenant, Casimir Dudevant, der durch sein Alter, sein Vermögen und sein Aeußeres vollkommen zu ihr zu passen schien. Es ist eine durchaus irrige Annahme, die dadurch entstanden ist, daß man sie mit ihren Romanheldinnen verwechselte, wenn man glaubt, Aurora sei gegen ihre Neigung mit einem ältern Manne verheirathet worden, ihre Mutter widersetzte sich der Ehe sogar anfangs mit großer Heftigkeit. Casimir Dudevant war der natürliche Sohn eines baronisirten Obersten, erhielt deshalb weder dessen Titel noch dessen Vermögen, jedoch legitimirte ihn sein Vater und gab eine Summe Geldes zu seiner Verheirathung her. Nach französischem Gebrauch muß die Braut stets

ein Heirathsgut — une dot — nachweisen. Wenn dasselbe nicht ausreichend befunden wird, kann die passendste Ehe rückgängig gemacht werden, ohne daß beide Theile das Recht haben, sich zu beklagen oder zu verwundern. Aurora hatte von ihrer Großmutter ein Gut mit dem Schlosse Nohant geerbt; das Besitzthum schien für mehr zu gelten, als es einbrachte, und legte dadurch unzweifelhaft den ersten Grund zu dem Unfrieden, der später diese Ehe zerstören sollte.

Die ersten Jahre derselben hatten jedoch einen scheinbar glücklichen Verlauf; ein Sohn, wieder Moritz genannt nach dem berühmten Marschall, augenscheinlich also der Stolz der Familie, und eine Tochter Solange, erfüllten das Herz Aurora's mit echt weiblicher Befriedigung. Sie nähte für die Kinder, obgleich es ihr schwer wurde, da sie aus mißverstandener Vornehmheit ihrer Erziehung niemals die Nadel zu führen gelernt hatte. Sie leitete ihren Haushalt mit lobenswerthem Eifer und bemühte sich, ihrem Manne das eintönige Landleben in Nohant möglichst zu versüßen. Er konnte es jedoch nicht lange ertragen, es wurden Versuche gemacht, den Winter in Paris oder doch wenigstens in einer größeren Provinzialstadt zu verleben, aber es zeigte

sich bald, daß die Einnahmen des jungen Ehepaares auch dazu nicht ausreichten. Aurora brauchte jedes Jahr fünfhundert Franken mehr für den Haushalt, als sie hatte, und bat ihren Mann endlich, ihr das Amt als Finanzminister, wie sie es scherzhaft nannte, ganz abzunehmen. Er verstand indessen nicht besser zu wirthschaften ohne sie und der Geldpunkt wurde der erste Stein des Anstoßes, wie so oft im Familienleben. Es ist dabei merkwürdig, daß die Frau, durch ihre Mitgift, in Frankreich immer den häuslichen Bedarf decken helfen muß; Aurora Dudevant hatte für Mann und Kinder ihr ganzes Besitzthum hergegeben und selbst so wenig behalten, daß sie geradezu darbte. Sie dachte daran, sich durch Arbeit etwas Geld zu verschaffen, und begann sogar zu nähen, zu sticken, zu malen, zum Verkauf.

Der Erwerb war indessen so gering, daß Aurora bald wieder davon abstand; sie verfiel nun darauf, Uebersetzungen zu machen, und begann auch einen Roman zu schreiben, der später jedoch wegen vieler Mängel den Flammen geopfert wurde. Tiefe Melancholie gesellte sich bald zu den häuslichen Sorgen und die innere Entfremdung der Eheleute, die eigentlich wohl nie zu einander gepaßt hatten, trat immer deutlicher hervor. Ohne Kampf und

ohne Erstaunen ließ Herr Dudevant seine kaum dreißigjährige Gattin nach Paris reisen, um dort ganz allein mit ihrem Töchterchen in einer Mansarde zu wohnen und sich ihren Unterhalt selbst zu verdienen. Er gab ihr von ihrem eigenen Vermögen nur einige hundert Franken, mit denen sie nicht existiren konnte, die Noth brachte sie zuerst auf den Gedanken, sich in Männerkleidung zu verbergen, damit sie unangefochten Abends allein ausgehen und die kostbaren weiblichen Anzüge sparen konnte. Mit einem langen, damals modischen grauen Oberrock, einem runden Filzhut und starken eisenbeschlagenen Stiefeln bewegte sich die junge Frau in den schmutzigen Straßen von Paris allerdings viel sicherer als in Damentoilette. Sie fühlte sich glücklich in ihrer Freiheit und trug die härtesten Entbehrungen mit einer Art Freude. Sie aß für einen Frank, sie wusch und plättete selbst alle Wäsche, führte dabei noch ihr Töchterchen spazieren und trug es dann vier bis fünf Treppen athemlos hinauf. Ihr Mann besuchte sie noch zuweilen und führte sie dann in's Theater oder zu einem feinen Restaurant. Im Sommer ging sie auf einige Monate nach Nohant zu ihm, hauptsächlich um ihren über alles geliebten Sohn zu sehen. Auch die

Stiefmutter ihres Mannes kam mit ihr noch in Paris zusammen, nahm jedoch mit Recht Anstoß an diesem seltsamen Leben und fragte, ob es wahr sei, daß sie auch noch gar Bücher „drucken“ lassen wolle? Auf die Bejahung, verbat sie sich in einem Zornanfall, daß der Name Dudevant jemals auf einem „gedruckten“ Buche stehe. Lachend versprach es Aurora und wenige Tage später nahm sie von ihrem jungen Freunde, Jules Sandeau, die Hälfte des Namens an, den sie so berühmt machen sollte.

Es ist oft behauptet worden, daß Sandeau die erste Liebe von Aurora Dudevant gewesen sei und daß ihre literarische Gemeinsamkeit erst aus derselben entstanden sei. Aus Georges Sand's Bekenntnissen geht indessen hervor, daß sie lange vorher, ehe sie Sandeau kennen lernte, geliebt hat und zwar mit ganz platonischer Schwärmerei, einen Unbekannten, Entfernten, den sie mit allen Tugenden und Reizen ihrer romantischen Träume ausschmückte, den sie nur auf kurze Augenblicke wieder sah und von dem sie das heilige Versprechen erhalten hatte, ihr nie anders als in Briefen seine Liebe auszusprechen. Sein Name wird nicht genannt in der Lebensgeschichte von Georges Sand, aber die Stelle, die sie ihm darin widmet, ist eine der rührendsten Episoden derselben.

Sie erzählt, daß sie bis spät in die Nacht hinein einsam in ihrem Stübchen, ihrer kleinen „Zelle“, wie sie es nannte, gesessen habe, wahre Gedichte von Briefen niederschreibend, während die Winterstürme Schloß Nohant umbrausten und meilenweit keine befreundete Seele zu finden war. Vor den Stürmen in der Luft und im Walde fürchtet sie sich nicht; unten im Schlosse stürmt es viel grausenhafter! Dahin horchte sie zuweilen, zwischen Angst und Ekel schwankend, — denn dies Getöse kam von lallenden Menschenstimmen und von klirrenden Gläsern! Ihr Bruder und ihr Mann saßen da unten beim Trinkgelage, fast in jeder Nacht! Jeder Tag brachte ihr die Ueberzeugung, daß sie es in Nohant nicht länger aushalten könne. Doch scheint sie nie ernstlich versucht zu haben, ihr Hausrecht auszuüben und lieber das Laster zu exiliren als sich selbst. Die Schuld der Trunksucht legt sie mehr dem Bruder als dem Gemahl zur Last, den sie überhaupt stets mit großer Schonung behandelt und gegen den sie nie deutlich eine Anklage ausspricht.

So lange sie in den einsamen Nächten an den fernen Seelenfreund schreiben konnte, hielt sie den Verfall ihrer Häuslichkeit aus, aber sie machte die Entdeckung, daß ihre schönen Briefe demselben

nicht mehr genügten, daß er ein anderes als ein nur poetisches Liebesglück verlangte, und da sie ihm streng verboten hatte, ein solches bei ihr zu suchen, mußte sie ihm erlauben, es irgendwo anders zu finden. Sie that es, ohne ihn merken zu lassen, wie schwer es ihr werde; nach dieser Trennung einer „Seelenehe", wie sie es nannte, weinte sie die ersten Nächte hindurch, dann schrieb sie wieder, aber keine Briefe mehr, sondern Romane!

Um dieselben zu verwerthen, ging sie nach Paris und eroberte den Ruhm, wie wir oben schon erzählt haben. Daß Jules Sandeau, dessen halben Namen sie annahm, ihr Geliebter gewesen ist, hat Georges Sand niemals eingestanden, aber in dem Romane Lui et elle von Paul de Musset wird es als unumstößliche Wahrheit dargestellt und zwar hätte sich Georges Sand in undankbarer und grausamer Weise von ihm getrennt. Sandeau selbst hat dagegen einen Roman „Fernande" geschrieben, der darauf hindeutet, daß die Trennung der Liebenden auf beiderseitigen Wunsch erfolgte.

Als Aurora Dudevant mit Alfred de Musset zusammentraf, war sie schon nicht mehr in der ersten Jugendblüthe und beinah sieben Jahr älter als er. Es wurde viel darüber gestritten, ob sie schön oder

häßlich sei; sie selbst hat mit seltener Unbefangenheit sich mehr für Letzteres erklärt. Sie versicherte, daß es ihr an Sorgfalt und Anmuth gefehlt habe, wodurch allenfalls sogar mangelnde Reize ersetzt werden könnten. Ihre Gestalt klein und platt, ihre Miene finster, ihre Augen zwar groß, aber durch einen zerstreuten Ausdruck entstellt, ihre Hautfarbe gelb, ihr Hals frühzeitig gerunzelt, ihr Gesicht zu groß, nur ihre Hände ganz vollkommen schön — so schildern sie Zeitgenossen, die sie freilich wohl einige Jahre später erblickten als Alfred de Musset. Dieser dagegen beschrieb sie folgendermaßen:

„Als ich sie zuerst sah, trug sie Damenkleider, nicht die unelegante Männertoilette, womit sie sich so oft entstellte; auch benahm sie sich mit echt weiblichem feinen Anstand, den sie von ihrer vornehmen Großmutter geerbt hatte. Auf ihren Wangen lag noch jugendlicher Schmelz, ihre prächtigen Augen hatten einen leuchtenden Glanz, der unter dem Schatten ihrer dunklen, dicken Haare wahrhaft bezaubernd wirkte und mich bis ins Innerste der Seele traf. Auf ihrer Stirn lag eine Unendlichkeit von Gedanken. Sie sprach wenig, aber bestimmt.“

Heine, der ziemlich zur selben Zeit die Sand gekannt hat, behauptete sogar, sie gleiche der Venus

von Milo, nur aus schwarzem Marmor geformt, weil sie gerade ein schwarzes Atlaskleid trug, als er sie sah.

Die beiden Dichter werden wohl die berühmte Frau mit der Verblendung der Begeisterung betrachtet haben und können nicht als ganz glaubhafte Zeugen für ihre Schönheit angenommen werden. Indessen ist es wohl unzweifelhaft, daß Aurora Dudevant den Reiz der Weiblichkeit besaß, der Leidenschaften entzündet, wenn sie auch selbst ihre Schönheit unterschätzte, denn Alfred de Musset, der viel jüngere Mann, der von den schönsten Frauen verwöhnt war, faßte eine wahrhaft leidenschaftliche Neigung für sie. Er erzählt später, daß er wie umgewandelt gewesen sei durch diese Frau, daß er nie vorher und nie nachher solche Anwandlungen von Exaltationen und Entzückungen gekannt habe. Er versicherte, daß ein Dichter nur dann wahrhaft lieben könne, wenn die Flamme eines weiblichen Genies sein Herz berühre, wenn der Geist einer Frau so reich, so mächtig sei, um den seinigen zu entzünden. Die Poesie blühte in seiner Seele auf wie eine Wunderblume, die Begeisterung des Schaffens erfaßte ihn mehr als je. Er glaubte das Ideal der Liebe und des Glücks gefunden zu haben.

Aurora Dudevant scheint dagegen bedeutend kühler und langsamer auf dies Verhältniß eingegangen zu sein. Zuerst machten ihr die feinen eleganten Manieren des jungen vornehmen Mannes einen angenehmen Eindruck; er behandelte sie wie eine Dame aus der großen Welt mit zarter Huldigung und vergaß, daß sie mit Studenten verkehrt und in untergeordneten, ärmlichen Verhältnissen gelebt hatte. Dann schmeichelte es ihr, daß ein berühmter Dichter sie über ihr Urtheil befragte und sich auf's Liebenswürdigste von ihr tadeln ließ. Erst in zweiter und dritter Linie beachtete sie seine Schönheit und seine Liebe. Die Leidenschaft bemächtigte sich ihrer jedoch ebenfalls und da mittlerweile eine Art Ehescheidung ihr mehr Freiheit gewährt hatte, so war sie weniger scrupulös als in Nohant dem platonischen Unbekannten gegenüber. Sie machte kein Geheimniß aus ihrer Liebe für den jungen gefeierten Dichter und als sie dadurch Anstoß erregte, entschloß sie sich, mit ihm nach Italien zu reisen.

In dem romantisch schönen Venedig suchten sie das Paradies ungetrübten Liebesglücks und fanden nur zu bald die Schlange, die in jedem Paradiese lauert. Die Menschennatur kann kein Glück ertragen, auch das süßeste wird bitter, wenn nicht

das Salz des Lebens, Pflichterfüllung und Arbeit, ihm Dauerhaftigkeit verleiht. Die meisten Dornen aber zeigen sich bei der schönsten Blume des Paradieses, der Liebe, wenn sie wild wächst, wenn sie nicht behütet wird von der geheiligten Sitte — um es gerade heraus und ohne Metapher zu sagen, wenn ihr der Schutz einer legitimen Ehe fehlt.

Die Exaltationen Alfred de Musset's gingen sehr bald in Abspannungen, ja sogar in Verstimmungen und üble Laune über. Er spielte mit dem Herzen seiner Geliebten Ball, warf es bald gen Himmel und bald in den Abgrund der Hölle. Die Langeweile erfaßte ihn, das Pariser Leben fehlte ihm, die dichterische Anregung verschwand immer mehr. Nach Dichterart haßte er die Arbeit, die doch sicherlich seine aufgeregten Nerven beruhigt haben würde; er wollte nicht schriftstellern, er *wollte* dichten und *konnte* es nicht, denn der Genius läßt sich nicht zwingen. In den Zwisten mit der Geliebten, die oft Nacht und Tag andauerten, benahm sich Musset wie ein verzogenes Kind, seine Zornausbrüche glichen zuweilen wahnsinnigen Krampfanfällen und waren vollkommen geeignet, die Seele Aurora's mit Grauen zu erfüllen. Sie besaß trotz ihrer Verirrungen die Weihe der Weiblichkeit, das

Verlangen nach Achtung, nach sittlicher Würde, nach nützlicher Thätigkeit. Der schöne Ausspruch „Arbeit ist des Blutes Balsam" mochte ihr vorschweben; sie strebte wenigstens eifrig danach, ihren krankhaften Geliebten mit dem Beispiel ihrer Arbeitsamkeit zu heilen. Nach durchweinten und durchzankten Tagen, saß sie oft die Nächte am Schreibtisch und vollendete literarische Arbeiten, die dazu helfen sollten, dem Geldmangel des liebenden Paares ein Ende zu machen. Das tägliche Leben in einem kostbaren Gasthofe Venedigs verschlang ungeheure Summen und Musset dachte nicht daran, dieselben herbeizuschaffen. Wie eine Mutter sorgte Aurora für seine Bedürfnisse, sein schwächlicher Körper konnte keine Entbehrungen ertragen. Aber unglücklicherweise rühmte sie sich zuweilen ihrer Güte und er rief dann hocherzürnt: „Sei lieber etwas weniger gut, aber mehr zärtlich gegen mich." Kein größerer Zwang existirt als die sogenannte freie Liebe! Die unglückliche Frau mußte sich zwingen, ihn mit Zärtlichkeit zu überhäufen, während sie kaum noch Mitleid, gemischt mit Grauen und Verachtung, für ihn empfand.

Nach Musset's eigenen Geständnissen, die von Georges Sand vielleicht mit etwas übertriebenen

Beweismitteln bestätigt sind, hat er in Venedig die schlimmste Zeit seines Pariser Lebens fortzusetzen versucht. Seine Gesundheit ward dadurch gänzlich untergraben und er verfiel in ein tödtliches Nervenfieber. Aurora Dudevant saß wochenlang als Pflegerin an seinem Bette, mit Aufopferung ihrer eigenen Gesundheit; sie rettete ihn, aber seine Dankbarkeit war nur von kurzer Dauer. Er beschuldigte sie der Untreue und behauptete sogar, daß sie mit dem jungen Arzt, der in den schlimmsten Tagen der Gefahr an seinem Bette saß, ein Liebesverhältniß gehabt habe. Aurora war tief gekränkt und versicherte ihn, daß nur eine seiner wilden Fieberphantasien ihm solche Vorspiegelung verursacht haben können, ihrer keuschen Natur wäre eigentlich jedes Liebesverhältniß zuwider. Musset antwortete darauf, was wir nicht zu übersetzen wagen: vous parlez de votre chasteté jusqu'à l'indécence! ein Ausspruch, der in Frankreich ein geflügeltes Wort geworden ist für ähnliche Fälle.

Der Haß, der abwechselnd mit der Liebe gerungen hatte in dem Verhältniß dieses berühmten Liebespaares, gewann endlich die Oberhand; es trat ein völliger Bruch ein. Musset kehrte nach Paris zurück, wo man ihn anstaunte und bewunderte, als

käme er wie Tannhäuser, verwandelt aus dem Venusberge zurück. Er zeigte nicht ohne einige Koketterie seine Herzenswunden und zerriß nicht ohne Vergnügen den Ruf der einst so heißgeliebten Frau.

Georges Sand blieb noch länger in Venedig, wo sie die Studien zu ihrem reizenden Romane Consuelo machte. Als sie einige Zeit später nach Frankreich zurückkam, war ihr Ruhm bedeutend gestiegen durch Romane, die sie noch außerdem in Italien geschrieben hatte. Aber auch Alfred de Musset stand im Zenith seines Dichterglanzes. Das Räthsel des weiblichen Herzens zeigte sich plötzlich wieder in seiner unlösbaren Gestalt in Aurora Dudevant, die glühendste Liebe für Alfred de Musset loderte noch einmal in ihr empor. Sie that die wunderbarsten Schritte, um sich ihm wieder zu nähern; er wies anfangs jeden ihrer Versuche zurück. Da sendete sie ihm eines Tages ein duftendes, weiches Packet, ein unerklärliches Etwas trieb ihn, es zu öffnen und nicht, wie frühere Sendungen, unerbrochen zurückzuschicken. Es waren die schönsten, glänzendsten, weichsten, duftigsten, schwarzen Locken! sie hatte sich das Haar abgeschnitten, um wie eine Büßerin um seine Verzeihung zu flehen. Einer solchen Liebeswerbung konnte wohl kein Männerherz widerstehen.

Das Verhältniß wurde wieder angeknüpft — um in derselben Weise wie das erste Mal zerrissen zu werden.

Das berühmte Liebespaar schien völlig wahnsinnig geworden zu sein durch dies ewige Zürnen und Versöhnen! Zuletzt haßte es sich jedoch so gründlich, daß es sogar gegenseitig den unbestreitbaren Ruhm sich streitig machte. Alfred de Musset behauptete, Georges Sand habe kein Urtheil, und *sie* suchte zu beweisen, daß *sein* Talent nur Nervenschwäche sei!

Georges Sand wurde allgemein von den Zeitgenossen ihrer Jugend beschuldigt, nach Alfred de Musset noch mehrere andere Verhältnisse mit berühmten Männern gehabt zu haben, namentlich mit Liszt und Chopin, indessen wollen wir gern annehmen, daß ihre Empfindung für sie echter amor amicitiae war, von Cicero und Montaigne so hochgestellt, daß letzterer sogar behauptete, Frauen seien dazu gar nicht fähig! Georges Sand versicherte dagegen: „Seit meiner Jugend, ja seit meiner Kindheit hegte ich den Sehnsuchtstraum von *idealer Freundschaft*.“ Lassen wir uns an diesem schönen Zeugniß genügen und glauben wir es gern!

Alfred de Musset starb 1857 nach langen Leiden zu Paris; sein Marmordenkmal auf dem Friedhofe Père Lachaise enthält seinen Schwanengesang:

Mes chers amis, quand je mourrai,
Plantez une saule au cimetière.
J'aime son feuillage éploré,
La pâleur m'en est douce et chère,
Et son ombre sera légère
A la terre où je dormirai.

Ach, Freunde, wenn ich sterben werde,
Pflanzt in des Friedhofs kühle Erde
Der Thränenweide zarte Triebe —
Ihr wißt, wie ich ihr Säuseln liebe —
Und leicht wird sein ihr sanfter Schatten
Der Erde, wo sie mich bestatten.

Aurora Dudevant hat den Namen ihres Schriftstellerthums, Georges Sand, vollständig angenommen, auch im alltäglichen und bürgerlichen Leben ist er ihr Ehrentitel geworden. Sogar ihr Sohn Maurice, der ihr geistiger Erbe zu werden sich bestrebte, nennt sich „Sand".

Die Tendenz ihrer neuen Schriften ist streng moralisch und christlich; sie gilt sogar für eine Vorkämpferin des Protestantismus in Frankreich, während in Deutschland ihre Schwester in Apollo,

die Gräfin Hahn, die einst fast ebenso passionirt wie Georges Sand, Abgötterei mit der irdischen Liebe getrieben hat, als Streiterin für den Katholicismus aufgetreten ist. Auch an der Politik versuchte Georges Sand sich zu betheiligen, doch bis jetzt ohne Erfolg. —

Lord Byron

und

Lady Caroline Lamb.

Der Rapsode der Liebe und des Schmerzes, Lord Byron, hat unter den vielen weiblichen Herzen, die er eroberte, keins so tief verwundet, wie das der unglücklichen Lady Caroline Lamb. Seine Liebesgeschichte mit ihr ist nicht so berühmt geworden wie das Verhältniß zu der schönen Gräfin Guiccioli, aber sie hat fast noch mehr Einfluß auf sein Leben gehabt.

Sein Ruf als Herzbrecher und Frauenverderber wurde hauptsächlich durch Caroline Lamb begründet. Seine Schuld war indessen nicht so groß wie die ihrige; er hätte gern ein Aergerniß vermieden, welches seinem literarischen Rufe schadete und ihm den Haß der Damen zuzog, denn sie konnten es ihm nicht vergeben, daß der Liebling Aller eine Einzelne mit seinem Beifall beglückte.

Lord Byron versuchte mehrere Male, die Neigung der Lady Lamb zu mäßigen und zu verbergen, aber vergebens, die leidenschaftliche Frau wollte sich für ihn ruiniren, es war eine bittersüße Wonne

ihrer Liebe und wahrscheinlich auch ein Triumph ihrer Eitelkeit. Byron selbst hielt alle Liebe der vornehmen Damen für Eitelkeit; es ist wahrscheinlich, daß die unglückliche Caroline Lamb ihm zuerst diese Ansicht beigebracht hat. Sie war eine merkwürdige Frau, ihr Hauptreiz lag in der Heftigkeit ihrer Empfindungen; ihre Liebe, ihr Haß und ihre Rache — letztere bestand in einem satyrischen Roman — waren von wilder Leidenschaft durchglüht. Ihr tragisches Ende giebt ihr aber mehr wie alles Andere ein Anrecht auf Theilnahme und Interesse.

Geboren am 13. November 1785 war sie mehr wie vier Jahre älter als Byron; ihre zierliche, kleine Gestalt ließ sie indessen viel jünger erscheinen. Von ihrer Schönheit entwarf Byron keine günstige Schilderung, er war aber bereits von seiner Liebe geheilt zur Zeit derselben; große Magerkeit warf er ihr besonders vor, doch gesteht er auch zu, daß sie brennende dunkle Augen und helle Haare besessen habe. Bei ihrer großen Zartheit nahm sich die Kühnheit bezaubernd aus, womit sie die wildesten Pferde ritt und auch sonst in männlichen Künsten, im Schwimmen, Schlittschuhlaufen u. s. w. sich hervorthat.

Sie besaß in ihrem Wesen ein reizvolles

Gemisch von Naivetät und Koketterie, von Klugheit und Unwissenheit, von Dreistigkeit und Verschämtheit. Ihre vornehme Abkunft erhöhte auch noch die bezaubernde Wirkung ihrer Erscheinung. Ihr Vater hieß Graf Besborough, ihre Mutter war eine Lady Spencer, fast alle die ersten Familien Irlands gehörten zu ihrer Verwandtschaft. Ihr Gemahl, William Lamb, war der Sohn von Lord Melbourne.

Im Anfang ihrer Ehe schien sie durchaus glücklich zu sein; sie hatte drei schöne Kinder und liebte es, sich gemeinschaftlich mit ihrem hochgebildeten Gatten wissenschaftlich zu beschäftigen. Sie galt fast für eine Gelehrte und man sah sie selten in der Welt erscheinen, wo jedoch ihre hochgeachtete Stellung, ihr Reichthum und ihre originelle Liebenswürdigkeit allgemein anerkannt wurden. Die respektabele und glückliche Lage würde wahrscheinlich nie aufgehört haben, wenn nicht plötzlich an dem einförmigen Horizont Altenglands das Meteor des Genies von Lord Byron erschienen wäre. Alle Gemüther, besonders aber die weiblichen, wurden von dessen Glanz geblendet.

Lord Byron besaß alle Eigenschaften, um Aufsehen, Bewunderung und Begeisterung zu erregen; seine seltene Schönheit, seine vornehme Erscheinung,

sein abenteuerliches Reiseleben, sein wildes rücksichtsloses Benehmen, seine Kühnheit bei den Frauen, ihre Anbetung für ihn, bildeten die Folie für den Nimbus, der ihm durch seine Dichtungen verliehen wurde. Zum ersten Mal hatte ein Dichter die Wonne des Schmerzes besungen und die Melancholie gefeiert. Mit seiner melodischen Sprache fand er das lösende Wort für alle Räthsel des Herzens und der Seele. Der Poet wurde als Prophet vergöttert — freilich später auch gesteinigt. Nie ist ein Idol ärger zertrümmert worden!

Man wollte immer sein eigenes Bild in seinen Dichtungen erkennen: im Childe-Harold oder im Corsar liebten ihn die vornehmen Damen von England ebenso wie die geringsten. Seine Gedichte erlebten fabelhafte Auflagen, in einem Tage wurden in London zehntausend Exemplare verkauft und sein Verleger zahlte ihm über hunderttausend Thaler Honorar — für Gedichte!

In einer Abendgesellschaft bei Lady Jersey, einer der eifrigsten Verehrerinnen und Gönnerinnen Byrons, sah Caroline Lamb zum ersten Mal diesen dämonischen Eroberer von Frauenherzen. Seine melancholische und doch aristokratische Haltung, sein kokettes und doch satyrisches Lächeln, sein schönes,

träumerisches Auge, seine hohe gedankenvolle Stirn, seine weißen Hände, die er stets auf ein purpurseidenes Taschentuch bettete, wirkten gleich wie mit dem Zauber einer Klapperschlange auf sie. Eine blinde Leidenschaft bemächtigte sich ihrer, der sie sich ohne alle Scheu überließ. Sie bebte nicht zurück vor dem ungeheuern Aufsehen, welches sie erregte, als die Tochter und Gattin eines Pairs von England sich öffentlich zu einer verbotenen Neigung bekannte.

Sie trieb den Skandal so weit, daß sie Männerkleidung anlegte, um dem Pagen Caled in Byron's Childe-Harold nachzuahmen und sich in die Arme des Geliebten zu werfen.

Lord Byron war anfangs überrascht, geschmeichelt und hingerissen von dieser rücksichtslosen Liebe, auch besaß er leider zu wenig richtiges moralisches Gefühl, um das Unrecht, das Verbrechen gegen die Würde des Familienlebens einzusehen, welches Lady Caroline Lamb seinetwegen beging.

Es machte ihm sogar augenscheinlich ein boshaftes Vergnügen, daß die strenge, aristokratische und exclusive Gesellschaft seines Vaterlandes durch eine Dame aus ihrer Mitte solche Schmach erlebte.

Indessen wurde ihm auf die Dauer doch das

Verhältniß lästig. Um die allgemeine Empörung, die es hervorgerufen hatte, zu beschwichtigen, wollte er es abbrechen, aber auch deshalb, weil er längst davon übersättigt und gelangweilt sich fühlte. Seinem Flattersinn gefielen andere Verehrerinnen schon besser als die unglückliche, halb wahnsinnige Caroline Lamb. Aber es war nicht leicht ihre entfesselte Leidenschaft wieder in die Schranken zurück zu bringen.

Die ungestüme Art wie sie sich benahm, erregte Byron's Ungeduld im höchsten Grade; er erfand ein wahrhaft grausames Mittel, um ihre Liebe zu zerstören. Er erhielt täglich glühende Briefe von ihr und kopirte als Antworten darauf passende Stellen aus dem berüchtigten französischen Roman „les liaisons dangereuses“.

Diese Verspottung erzürnte sie auf's Höchste, sie eilte abermals in Männerkleidung in Byrons Wohnung und wollte die Reitpeitsche gegen ihn in Anwendung bringen. Er rettete sich mit genauer Noth vor ihren Angriffen und die Liebe verwandelte sich bei beiden Theilen in den bittersten Haß.

Der Gemahl der unglücklichen Frau hatte schweigend und würdevoll ihre traurige Verirrung mit angesehen; aus Schonung für die Kinder wollte

er die Schuldige nicht bestrafen. Als sie verlassen und verhöhnt von ihrem Geliebten war, nahm er sie mitleidig und großmüthig in seinen Schutz und zog mit ihr auf seine Güter, wo sie in tiefer Einsamkeit leben, bereuen und schreiben konnte.

Sie galt schon damals für eine literarische Autorität und wurde auf ihrem Landsitz oft von berühmten Menschen aufgesucht. Der Herzog von Wellington verehrte sie sehr, Graf Foscolo, Hobbhouse u. A. standen in Briefwechsel mit ihr. Auch Frau von Staël hatte eine warme Zuneigung für sie gefaßt; die Dichterin der Corinna, das Urbild von Benjamin Constants berüchtigtem Roman „Adolphe" wußte am besten wie herbe der Schmerz ist, von einem Geliebten verlassen und verspottet zu werden. Es existiren noch sehr pikante Briefe von Frau von Staël an Lord Byron, worin sie ihm über sein Benehmen gegen Lady Caroline Lamb heftige Vorwürfe macht.

Die Rache einer geistreichen Frau greift sehr leicht zur Feder, Caroline Lamb ging damit als Beispiel voran; ihr Roman „Glenarvon" wurde wie ein Ereigniß in der Literatur betrachtet. Später schrieb sie noch „Graham Hamilton" und „Ada Reis"; beide Werke übertrafen ersteres Buch an

Werth, errangen aber nicht die Hälfte seines Erfolges.

In allen ihren Schriften finden sich deutliche Spuren ihrer aufrichtigen Reue über die Verirrung ihres Lebens. So schrieb sie einmal: „Oh, wenn Du wüßtest, was es heißt, einsam zu weinen, — zu weinen ohne Mitleid zu erregen — zu wachen in langen, bangen Nächten, während Andere mit gutem Gewissen schlafen: Du würdest nicht thun, was ich gethan habe! Wenn Du wüßtest, was es heißt, zu lächeln — zu lächeln, wenn Alle Dich verachten und Du unter künstlicher Heiterkeit das Weh Deines Herzens verbergen mußt —: Du würdest nicht thun, was ich gethan habe. Oh, wenn Du wüßtest, was es heißt, beim Nahen des Alters und der Krankheit allein zu sein, keinen Menschen zu kennen, dem man lieb und theuer ist —: Du würdest nicht thun, was ich gethan habe!"

Während solche Reuequalen die junge schöne Sünderin erschütterten, suchte ihr Verderber „in der Welt des Vergnügens" sich zu zerstreuen. Er nannte dieselbe freilich in seinen Anfällen von Schwermuth „die Menschenwüste." Er sprach davon eine „Idealfrau" zu suchen, er träumte sie sich als eine Befreierin der langen Weile, als eine Erlöserin

vom Zweifel, als eine Trösterin in der Verzweiflung. „Nur im Weibe kann ich mein Heil finden" schrieb er einem Freunde.

Daß eine Frau, die Segen spenden soll, nur durch die Ehe gewonnen werden kann, sah sogar der leichtsinnige Don Juan-Byron ein und dachte ernstlich daran sich zu verheirathen. Daß er damit der Tragödie seines Lebens die Exposition gab, ahnte ihm freilich nicht.

Die Frau seiner Wahl ist so oft als ein Ungeheuer von Herzenshärte, Tugendstolz und Frömmelei geschildert worden, daß es eine schwere Aufgabe ist, sie zu vertheidigen. Doch erfordert es die Gerechtigkeit, sie auch einmal ohne Vorurtheil zu betrachten. Sie ist gewiß viel schuldloser an Byron's häuslichem Mißgeschick als gewöhnlich behauptet wird.

Miß Milbank besaß viel mehr romantischen Reiz als der Dichter später zugestehen wollte. Als das einzige Kind einer vornehmen und reichen Familie war sie allerdings etwas verzogen und verwöhnt worden, aber sie glich auch einer wohlgepflegten, behüteten Blume, prangend in Schönheit und Reinheit; sie zu pflücken konnte wohl für den verwöhntesten Mann ein großes Glück sein. Lord Byron würde wohl kaum gewagt haben sein Auge zu ihr zu er-

heben, wenn nicht ein höchst romantischer Zwischenfall sie ihm näher gerückt hätte.

Zur Zeit des Sturmes, der sich in der englischen Aristokratie gegen Byrons skeptische Schriften und gegen seine unmoralischen Liebesverhältnisse erhoben hatte, erhielt er einst ein anonymes Briefchen, worin mit geistreichen und gelehrten Worten, aber doch in jugendlich naiver Weise eine Kritik über seine Werke und eine Predigt über seinen Wandel ausgesprochen war. Die Unterschrift hieß: „Anna-Bella." Von Frauenhand hatte der Dichter der Liebesleidenschaft immer nur die süßesten Ausdrücke der Bewunderung gelesen. Diese neue Wendung —: auch einmal Tadel und Zorn in so zierlicher Form zu erhalten, übte einen großen Reiz auf ihn aus. Er bemühte sich die Schreiberin des anonymen Briefes ausfindig zu machen und war nicht wenig erstaunt, die gefeierte, unnahbare Miß Milbank darin zu entdecken; ihr Interesse für ihn, ging sonnenklar aus jedem Worte hervor und sie duldete es auch gern, daß er ihre Bekanntschaft zu machen suchte. Er wurde ihr in einem befreundeten Hause vorgestellt und fand sie sehr anziehend, anmuthig und sogar schön, obwohl ihn ihr etwas kaltes Wesen und ihre übertrieben einfache Toilette auch abschreckten.

Dennoch hielt er sehr bald um ihre Hand an, bekam aber einen Korb! Er war jedoch wohl mit Blumen gefüllt, denn Byron versicherte gleich nachher, ihr „Nein“ habe den Klang eines „Ja“ gehabt. Sie hat wahrscheinlich die Bedingung gestellt, daß der liebenswürdige Sünder sich erst bessern müsse. Er erhielt von Zeit zu Zeit unter dem Namen von Anna-Bella zierliche Blättchen, die ihn wohl am Gängelbande festhalten konnten, und nach zwei Jahren wurde die liebenswürdige Briefstellerin seine Gattin. Er soll ihr jedoch den anfänglichen Verschmähungsversuch niemals vergessen haben und es ist wahrscheinlich diese Verwundung seiner Eitelkeit die erste Veranlassung zu den spätern Zerwürfnissen des Ehepaars geworden. Daß Byron kühler gegen seine Erwählte war, als sie wünschen konnte, ist durch den Umstand bewiesen, daß er sie nach der Trauung in der unverzeihlichsten Zerstreuung „Miß Milbank“ nannte, was sie mit Recht verletzen konnte, da sie wohl einen zärtlichern Namen von ihm erhofft hatte.

Auch Lord Byron's Klagen über seine Ehe datiren schon aus dem Beginn derselben, namentlich behauptete er, daß eine ehemalige Erzieherin seiner Frau als Zwischenträgerin schon in den Flitterwochen aufgetreten sei.

Die eigentliche Veranlassung zu den Zwistigkeiten zwischen dem jungen Ehepaar war aber der Geldpunkt. Die Gläubiger des verschwenderischen Dichters hatten gehofft, daß die Eltern der Erbin, die er geheirathet hatte, gleich seine Schulden bezahlen würden. Als dies nicht geschah, bestürmten sie ihn und ließen ihm die neuen Möbel des neuen Haushalts abpfänden. Lord Byron erzählt in seinen Memoiren, daß er oft kaum vier Pfund Sterling besessen hätte wenn seine Frau von ihm das Geld zur Bestreitung der ungeheuern Kosten eines vornehmen englischen Haushaltes gefordert hätte. Sie verlangte eine große Dienerschaft und mehrere Equipagen, ahnte aber freilich nicht, daß er nicht die Mittel dazu besaß.

Die Geldnoth wirkte durch ihre unausbleiblichen Demüthigungen sehr aufregend auf den ohnehin reizbaren Dichter; er benahm sich oft geradezu wie ein Wahnsinniger und es war natürlich, daß seine junge Frau sich vor ihm zu fürchten begann.

Mitten in der Nacht ließ er oft plötzlich alle Kronleuchter seines Hauses anstecken und wandelte in den hellerleuchteten Zimmern im lebhaften Selbstgespräch umher; er behauptete dies sei nothwendig um die Inspiration zu seinen Dichtungen hervorzu-

bringen. Bei Tage kam er auf den Einfall neben dem Krankenzimmer seiner Frau sich im Pistolenschießen zu üben. Auch heftige Zornausbrüche ließ er sich zu Schulden kommen. Als seine Tochter Ada Augusta geboren wurde, war er außer sich vor Freude und ahnte nicht, daß sie ihm so bald in grausamer Weise entrissen werden sollte. Lady Byron fürchtete sich vor ihrem Gatten und nach den späteren Enthüllungen ihrer Freundin, der Mrs. Beecher Stove, hatte ein furchtbarer Argwohn gegen ihn sich ihrer Seele bemächtigt. Sie glaubte, daß er eine verbrecherische Neigung zu seiner Schwester hegte. So lax auch seine Moral im Allgemeinen war, in diesem besonderen Falle ist er aller Wahrscheinlichkeit nach schuldlos. Schon der eine wichtige Umstand spricht ihn frei, daß er seiner Tochter die Namen seiner Schwester in der Taufe beilegen ließ. Welcher Vater würde eine Verbrecherin seinem Kinde als geistige Beschützerin erwählen! Auch andere Documente sind vorhanden, aus welchen sich der Irrthum Lady Byrons beweisen läßt, doch können wir hier nicht näher darauf eingehen. Nur die Thatsache sei hervorgehoben, daß Lady Byron mit ihrem Kinde zärtlich von ihrem Gemahl Abschied nahm, um bei ihren Eltern einen längeren Besuch

zu machen. Kaum dort angelangt, schrieb sie ihm, daß sie nie wieder zu ihm zurückkehren würde. Dieser Entschluß traf ihn wie ein Blitz aus heiterm Himmel und entfesselte alle Elemente des Hasses gegen ihn. Ganz England sprach das Verdammungsurtheil über ihn aus, der Scandal dieser Ehescheidung ruinirte Byrons Ruf für immerdar.

Durch einen merkwürdigen Zufall erschien gerade zu dieser Zeit der berühmte Rache-Roman von Caroline Lamb; die Anklagen gegen ihn und die Schilderung seines sittenlosen Lebenswandels, welche darin enthalten waren, füllten das Maaß der allgemeinen Entrüstung gegen den unglücklichen Dichter bis zum Rande.

Verlassen von seiner Gattin, beleidigt und verläumdet von seiner einstigen Geliebten, verfolgt von seinen Neidern und Feinden, verließ er zum zweiten Male sein Vaterland und dichtete das schöne wahre Schmerzenswort:

„Zürnen mit Geliebten streut
Wahnsinn auf unsre Scheitel.“

Auch das rührende Abschiedslied: „Fare thee well and if for ever“ legte er wie einen unverwelklichen Zypressenzweig auf das Grab seines Glückes. Seine Trauer hinderte ihn dann freilich

nicht, nach Italien zu gehen, die schönen Weiber Venedigs zu lieben, den sündigen Don Juan zu schreiben, die reizende, goldblonde Gräfin Therese Guiccioli*) glücklich-unglücklich zu machen, und auf dem klassischen Boden Griechenlands poetisch-heroisch zu sterben.

Seine Leiche wurde nach England zurückgebracht, aber nicht in dem Ruhmestempel der Westminster-Abtey beigesetzt; auf einem einfachen Dorfkirchhof seiner stolzen Besitzungen fand sie eine Ruhestätte.

Einst hatte Byron in wilder Laune ein Testament gemacht und angeordnet, daß man ihn zwischen seinem Hunde und seinem Diener begrabe. Später stieß er dies Testament um und hinterließ dann keine Bestimmung über sein Begräbniß. Wahrscheinlich hielt er es nicht für möglich, daß Englands berühmtester Poet keinen Platz in dem „Dichterwinkel" von Westminster bekommen würde. Einem Gotteslästerer mußten aber allerdings die heiligen Mauern einer Kirche verschlossen bleiben; Byron hat diese Strafe verdient.

Sein Leichenzug hatte noch eine tief tragische Wirkung auf die unglückliche Lady Caroline Lamb.

*) Siehe: Berühmte Liebespaare I. S. 177. Braunschweig. Westermann.

Sie lebte und litt noch als die Nachricht von Byrons frühem Tode — er starb am 24. April 1824 — nach England gelangte. Ihr Gemahl, der sie mit zartester Schonung umgab, bemühte sich auf's Aengstlichste ihr die Zeitungen zu verbergen, welche diese Nachricht enthielten, denn er wußte wohl, daß sie den Zerstörer ihres Glückes noch immer liebte und seinen Tod mit Schmerz erfahren würde.

Es schien auch wirklich gelungen zu sein, sie in Unwissenheit darüber erhalten zu haben. Da verlangte sie eines Tages ungeduldig nach einem entfernten Platz ihres Schloßgartens gebracht zu werden, an welchem die Landstraße vorüberführte.

Es war ein herrlicher Frühlingstag und heiterer als sonst, hörte sie einer Vorlesung ihres treuen Pflegers zu, als plötzlich zwischen den weißen Blütenbäumen ein schwarzer Zug wie eine melancholische Fata morgana am Gitterthor vorüber fuhr. Auf einem wappengeschmückten Sarge lagen zahllose Lorbeerkränze. Ein großes Gefolge in schwarzen Kutschen folgte — dicht hinter dem Leichenwagen ging ein winselnder Hund als einziger Leidtragender und schien die Hand zu suchen, die ihn einst liebkoste. Lady Caroline Lamb schrie auf und stürzte ohnmächtig zusammen; sie hatte Byrons Leichenzug

sogleich erkannt. Es ist nie festgestellt worden, ob sie es gewußt, oder ob eine Ahnung sie an den Platz getrieben hatte. Sie wurde bewußtlos ins Schloß zurückgetragen, verfiel in eine Nervenkrankheit, von der sie sich nicht wieder erholte und fand bald nachher die ersehnte Erlösung durch den Tod.

Das einsame Grab des Dichters empfing kaum zwei Jahrzehnt nach seinem Tode ein rührendes Liebesopfer. Seine vielgeliebte Tochter Ada Lady Lovelace, kam nach Newstead Abby, wo er gelebt hatte und ließ sich von seinem Freunde, Oberst Wildmann, jede Stelle zeigen, die durch ihren Vater ihr als geweiht erschien. Die Freundeshand, in welche Byrons Besitzung durch Kauf übergegangen war, hatte alles pietätvoll genau in dem Zustande gelassen, wie Lord Byron es bewohnte. Ada ließ sich Alles erzählen, was ihre Mutter ihr stets verschwiegen hatte; sie erfuhr wie sehnsuchtsvoll er oft nach seinem Kinde verlangte. Ein heißer Schmerz erfaßte sie; dumpfer Haß gegen die Mutter und lodernde Liebe für den Vater hatte schon als Kind ihr Herz erfüllt, sie war eigentlich sein rächender Engel gewesen und Lady Byron hatte oft schwere Tage gehabt an der Seite dieses leidenschaftlichen Dichterkindes, dem sie eigentlich sein geistiges Erbe

vorenthielt, indem sie die Begegnung von Vater und Tochter gewaltsam verhinderte.

Byron's Poesien waren ihr gänzlich fremd geblieben, erst bei ihrem Besuch an seinem Grabe lernte sie sie kennen.

Die Aufregung und der Schmerz wirkten so nachtheilig auf Byron's Tochter, daß sie erkrankte; eigensinnig weigerte sie sich, den Ort der Trauer zu verlassen. Weder ihr Gemahl noch ihre Mutter durften bei ihr verweilen. Sie verlangte einsam zu sein in den Räumen, wo ihr berühmter Vater mitten im Glück sich unglücklich gefühlt hatte.

Nach kurzer Zeit stand ihre Leiche wie ein reizendes Wachsbild, von goldgesticktem, violetten Sammet umhüllt, von hohen Wachskerzen beleuchtet — ganz so traurig schön wie ein Gedicht von Byron — in dem Prunksaal von Newstead Abby. Begraben wurde sie neben dem geliebten, zu spät erkannten Vater auf dem kleinen Dorfkirchhof zu Hucknall, wie es ihr heißer Wunsch war. —

Der Herzog von Reichstadt

und

Fanny Elsler.

Am 20. März 1811 verkündeten die Donner der Geschütze die Geburt eines Knaben in dem Tuilerienschlosse zu Paris; er sollte der Erbe Frankreichs sein und ward in eine goldene Wiege gelegt. Sein Vater gab ihm wie ein Kinderspielzeug die Krone eines Königs von Rom.

Ganz Frankreich jubelte und sein Beherrscher, Napoleon I., glaubte auf dem Gipfel des Glückes angelangt zu sein. Er, der immer auf die Bedeutung der Jahrestage einen abenteuerlichen Werth gelegt hatte, mußte sich jedoch im Stillen sagen, daß der 20. März keine gute Vorbedeutung sein konnte, denn der Geburtstag des Königs von Rom war auch der Todestag des Herzogs von Enghien!

Fast zu derselben Stunde als die Kanonen das frohe Ereigniß der Geburt eines Thronerben verkündeten, war sieben Jahre früher im Festungsgraben von Vincennes „Feuer" kommandirt worden um einen französischen Prinzen mit Flintenschüssen zu tödten. Der blutige Schatten mußte die Glücks-

sonne des 20. März verdunkeln für Napoleon. Kaum vier Jahre alt, verlor der Kaisersohn seine Kronen, auch den berühmten Namen, Bonaparte, nahm man ihm und machte ihn als Franz, Karl, Joseph, zum Herzog von Reichstadt. Sein anderer Taufname, Napoleon, durfte in keinem Hofkalender ihm beigelegt werden. Sogar die Mutter, die Tochter Franz I. von Oestreich, wurde ihm geraubt. Marie Louise trennte sich von ihrem Sohne und nahm den Titel Herzogin von Parma an, später vermählte sie sich zur linken Hand mit ihrem Stallmeister, dem Grafen Neipperg.

Im Schlosse zu Schönbrunn, von deutschen Erziehern bewacht, wuchs der französische Knabe heran wie ein gefangenes Vögelchen. Meere und Länder trennten ihn von dem Vaterherzen, das in Flammen der zärtlichsten Liebe und Sehnsucht sich für ihn verzehrte.

Napoleon I., obwohl von der Leidenschaft des Ehrgeizes erfüllt, der mächtigsten aller Seelenregungen, obwohl abgehärtet durch die Gewohnheit des Herrschens, hatte sich doch einen Schatz von Poesie in der Tiefe seines Gemüthes bewahrt; es ist bekannt, daß er Ossians tiefsinnige Gedichte liebte und sie sogar mit in die Schlachten nahm. In der Liebe

zu seinem Sohne läuterte sich sein Gefühl bis zur Idealität, er vergötterte ihn und es ist gewiß hochtragisch, daß es ihm, der einst der mächtigste Herrscher war, nicht vergönnt werden konnte, sich an den Liebkosungen seines Kindes zu erfreuen, was der geringste Mensch als ein unveräußerliches Recht betrachtet.

Zehn Jahre nur zählte der Herzog von Reichstadt, als der Tod die Leiden seines Vaters, des modernen, an den Felsen von St. Helena geschmiedeten Prometheus, endete. Wie das Echo von dumpfem Kanonendonner hallte die Kunde vom Tode des Eroberers durch die ganze Welt und erschütterte auch das Herz seines Kindes. Man hatte Mitleid für die Adlerbrut, die man lange bewacht und gefürchtet hatte, denn man glaubte, die kaiserliche Partei beabsichtigte den Sohn Napoleon's zu entführen und gewaltsam auf den Thron zu setzen. Der gutmüthige Kaiser Franz zeigte seinem Enkel erst seine ganze Zuneigung als derselbe keinen furchterregenden Vater mehr besaß.

Der Nimbus des Todes strahlte hell um Napoleon's bleiche Stirne, der Haß gegen den Usurpator und Eroberer verstummte, ja die deutschen Dichter redeten laut zu seinem Lobe wohl nicht, aber sie

feierten seine Thaten in ihren besten Liedern. Zedlitz wand ihm die herrlichen „Todtenkränze“ und Heine schuf seine „zwei treuen Grenadiere“. Letzteres Gedicht ist auch noch durch die meisterhafte Composition eines deutschen Musikers, Löwe, verherrlicht worden.

Napoleons Sohn ahnte wohl, was er verloren hatte; seine Erzieher versuchten zwar, ihm die Weltgeschichte unter strenger Censur beizubringen und den Ruhmesglanz seines Vaters zu verhüllen, aber er begann doch demselben einen leidenschaftlichen Cultus zu weihen und kannte fast keine andere Freude, als sich genaue Berichte über das Leben seines Vaters zu verschaffen. Er war ein trauriges, stilles Kind geworden durch die Abgeschlossenheit seiner Erziehung. Er schien auch nicht die geringsten ehrgeizigen Hoffnungen zu hegen. Die Schranken, die Frankreichs Thron für ihn unerreichbar machten, mußten ihm unüberwindlich erscheinen.

Je älter der Herzog von Reichstadt wurde, je strenger überwachte man ihn; ein französischer Schriftsteller, Barthelemy, hat eine Schilderung davon hinterlassen. Derselbe hatte mit seinem poetischen Collegen „Méry“ bereits mehrere Gedichte zur Verherrlichung Napoleons drucken lassen und hegte

das glühende Verlangen, dem Sohn des großen Mannes diese Erzeugnisse der französischen Muse mitzutheilen. Er reiste deshalb nach Wien und brachte die wirksamsten Empfehlungsbriefe mit, die sich für seine politische Ungefährlichkeit verbürgten, aber es gelang ihm nicht, den jungen Herzog zu sehen. Man erklärte ihm, daß sein Gedicht so gefährlich auf denselben wirken könnte, wie ein Funken in einem Pulverfaß. Achselzuckend spendete Graf Dietrichstein, der Gouverneur des Herzogs von Reichstadt, dem Dichter einige kühle Lobsprüche über seine poetische Epistel und gab sie ihm zurück.

Geärgert und betrübt ging Barthelemy in dem heitern, lebenslustigen Wien umher, er dachte nur an den Kaisersohn, der wie ein Gefangener unter den Blumen des Gartens zu Schönbrunn wandelte und seinen Landsmann nicht einmal sehen durfte.

Das Verlangen, wenigstens von weitem den Gegenstand aller seiner Bemühungen zu erblicken, ließ dem Dichter keine Ruhe, er fragte überall, wie er dies bewerkstelligen könne. Endlich gab man ihm den Rath, in das Burgtheater zu gehen, wohin damals die Kaiserfamilie sich allabendlich zu begeben pflegte.

Der verwöhnte Franzose eilte hin und empfing

einen sehr ungünstigen Eindruck von dem düstern, schmucklosen, schlechtbeleuchteten Raume. Namentlich schilderte er die Hofloge als den Inbegriff der Langweiligkeit.

Ein trübe brennender Kronleuchter — Gaslicht mit seinem heitern Glanz war noch nicht eingeführt — schwebte über den gähnenden Gesichtern der Prinzen und Prinzessinnen. Der trockene Husten des Kaisers war die einzige Unterbrechung der monotonen Stille. Auch auf der Bühne herrschte Dunkelheit, und das Schiller'sche Trauerspiel, welches man gab, schien auch nicht den Beifall des französischen Autors gehabt zu haben.

Das Theater hat seitdem in Deutschland eine ganze andere Gestalt gewonnen, es steht gewiß nicht hinter Frankreichs Bühne zurück. Wir können es uns jetzt kaum denken, daß diese Schilderung Barthelemys der Wahrheit nahe gekommen sein könnte.

Doch wollen wir ihn weiter reden lassen. Während er schon die Hoffnung aufgegeben hatte, den Herzog erscheinen zu sehen, knarrt eine Thüre dicht neben ihm und in einer Seitenloge, von verblichenem Purpursammet verhangen, fast verhüllt, steht plötzlich ein junger Mann in der weißen Uniform eines östreichischen Cavallerie-Regimentes, wie ein lebendes

Bild im Rahmen der Logenbrüstung. Der schlanke Jüngling bleibt einen Augenblick stehen, lehnt sich etwas vor, sieht sich rasch mit blitzenden Augen überall um, als suche er etwas, dann setzte er sich wie enttäuscht, müde und gelangweilt wie alle andern Anwesenden in den dunklen Hintergrund seiner Loge. Daß er allein darin weilen durfte, war eigentlich ein Vorzug und gewiß eine Annehmlichkeit für ihn, der pessimistische Franzose sah aber darin wieder einen Beweis, daß der Sohn Napoleons wie in einem Kerker gehalten würde.

Die Beschreibung, welche Barthelemy von dem jungen, damals neunzehnjährigen Herzog entworfen hat, ist sehr günstig, er scheint die körperlichen Vorzüge von beiden Eltern in sich vereinigt gehabt zu haben.

Das weiche, gelockte, aschblonde Haar und der weiße Teint, die hohe schlanke Gestalt, die feine vorspringende Adlernase erbte er von der deutschen Mutter. Den schönen Mund, die tiefliegenden, brennenden Augen, aufleuchtend in geistigem Feuer, und die hohe Stirn, erinnerten an Napoleon.

Einige Jahr später schilderte ihn der Marschall Marmont fast ganz in derselben Weise, er hob namentlich die Energie im Blick hervor und schien

zu glauben, daß Frankreich doch noch einmal unter diesem Herrscherauge aufblühen würde. Wie ganz anders sollte es kommen! Dies schöne Auge erlosch, nachdem es von thörichter Leidenschaft geblendet worden war. Doch greifen wir nicht dem Gange der Begebenheiten vor.

Marschall Marmont, einstens Napoleons Jugendfreund und Günstling, erwarb sich unter ihm den Titel „Herzog von Ragusa" und wurde dann sein Feind. Er trat zu den Bourbons über, mußte aber Frankreich verlassen als diese durch die Revolution von 1830 vertrieben wurden. Er kam nach Wien und erhielt vom Kaiser Franz den Auftrag, dem Herzog von Reichstadt Vorträge über die Lebensgeschichte Napoleons zu halten, „weil er mehr als jeder Andere dazu befähigt wäre", hatte der kluge Fürst Metternich gesagt. Man brauchte allerdings bei ihm keine allzu große Begeisterung für den einstigen Jugendfreund vorauszusetzen.

Der Kaiser Franz äußerte damals: „Mein Enkel ist gut, klug und geistvoll, ich würde es unrecht finden, wenn man ihm Napoleon nicht als das schilderte, was er war, nämlich ein hervorragendes, eminentes Genie; aber es ist auch nothwendig, daß sein Sohn erfährt, wie seine Illusionen,

sein Ehrgeiz und sein übermüthiger Stolz seine Macht untergruben, darum soll der Marschall Marmont den Herzog von Reichstadt darüber aufklären." Auf einem Balle wurden Beide sich zuerst vorgestellt. Der junge Herzog tanzte an dem Abend nicht und kämpfte sichtbar mit den Thränen, so bewegte ihn das Gespräch mit dem französischen Marschall. In den Unterrichtsstunden gewahrte Marmont sehr bald, daß alle Gedanken seines Zöglings auf seinen Vater gerichtet waren, daß er eine schwärmerische Verehrung für denselben im Herzen trug und daß er eine glühende Phantasie besaß, die ganz geeignet schien, in ihm die Sehnsucht nach einer ähnlichen weltbewegenden Rolle zu erwecken, wie sein Vater sie gespielt hatte; für Frankreich schwärmte er ebenfalls sehr leidenschaftlich und einmal rief er aus: „oh, mein Vater sowohl wie meine Mutter hätten Paris niemals verlassen sollen, der Krieg sowohl als der Friede würde dadurch gesichert worden sein."

Es muß hier daran erinnert werden, daß Napoleons Sohn bei der Flucht seiner Mutter durchaus nicht die Tuilerien verlassen wollte und sich laut weinend an den Thüren festhielt, aus welchen man ihn forttrug. Napoleon hat in St.

Helena oft diese kleine rührende Thatsache mit Thränen in den Augen wiederholt.

Als Marmont die historischen Vorträge über Napoleons Feldzüge beendet hatte, schenkte ihm der Herzog von Reichstadt sein Bildniß mit einer Unterschrift aus Racine:

Arrivé près de moi par un zèle sincère,
Tu me contais alors l'histoire de mon père;
Tu sais combien mon âme attentive à ta voix
S'échauffait au recit de ses nobles exploits.

„Ein aufrichtiger Eifer führte Dich zu mir, Du erzähltest mir dann die Geschichte meines Vaters; Du weißt, wie aufmerksam ich Deinem Worte lauschte, wie meine Seele bei der Schilderung seiner Heldenthaten erglühte!"

Man sieht, wie sich sein Gemüth durch die Erinnerung an seinen Vater erwärmt hatte, obwohl man die Vorsicht geübt hatte, durch einen kühlen Berichterstatter ihm dessen Lebensgeschichte mittheilen zu lassen. Es erschien ihm als Inbegriff des irdischen Glücks etwas Aehnliches zu leisten. Er faßte eine förmliche Leidenschaft für den Soldatenstand und legte sich oft Abhärtungen auf, die seiner ohnehin zarten Gesundheit merkbaren Schaden zufügten.

Die veränderte politische Lage Frankreichs, welche

durch die Revolution von 1830 eintrat, trug auch viel dazu bei, seine innere Aufregung zu steigern. Die vertriebene Königsfamilie hatte seine Sympathie besessen, weil ihm die Legitimität heilig erschienen war, aber die Herrschaft Louis Philipps hielt er für unberechtigter als seine eigenen Ansprüche auf den Thron.

Es wurden zudem vielfach Versuche gemacht, ihn in bonapartistische Bewegungen zu verwickeln, er erhielt oft anonyme Zuschriften und geheimnißvolle Besuche. Indessen verdoppelte sich die Wachsamkeit der orleanistischen Regierung, die auch bei dem Fürsten Metternich auf strengere Maaßregeln gegen den jungen Herzog drang und es durchsetzte, ihn mit ihren geheimen Spionen umgeben zu lassen.

Auf diese Weise mußte seine Hoffnungslosigkeit immer mehr zunehmen, jede Thätigkeit ward ihm versagt. Er versank in Melancholie und Ermattung.

In der dunkeln Theaterloge, die der französische Dichter so traurig beschrieben hat, sah man sein bleiches Gesicht immer seltener erscheinen. Unterdrückter Zorn oder apathische Trauer wechselten in seinen Mienen.

Eines Tages sagte ihm der Adjutat des Marschall Marmont, daß er nach Paris zurückkehre

und bat ihn, ihm irgend eine Auftrag dahin zu ertheilen.

„Ach, ich kenne ja Niemanden in Paris — als die Säule auf dem Vendômeplatz — grüßen Sie sie von mir!“ seufzte der Sohn Napoleons und ahnte nicht, daß einst das Volk von Paris diese Säule umstürzen würde.

Barthelemy hatte nach seiner Rückkehr aus Deutschland wieder in Gemeinschaft mit Méry eine poetische Apotheose des Herzogs von Reichstadt geschrieben, worin er ihn als Märtyrer darstellte und „le fils de l'homme“ nannte. Aber der gefeierte Gegenstand des wirklich schönen schwungvollen Gedichtes erfuhr nichts davon. Auf die eindrucksfähigen Franzosen wirkte dasselbe indessen mächtig ein und die politische Bedeutung, welche dem Sohne Napoleon's beigelegt wurde, steigerte sich bis zu einem bedenklichen Grade.

Man sagt, daß der mit so viel Menschenkenntniß und politischer Berechnungskunst begabte Fürst Metternich in dem kritischen Moment, wo es den Anschein hatte, daß ein neuer Weltbrand entstehen könnte, lieber mit rascher Hand das Herz des Herzogs von Reichstadt in Flammen gesetzt hätte.

Metternich's Vertrauter war damals Friedrich von Gentz, der bekannte Diplomat und politische Publicist; durch die Mithülfe desselben soll der Herzog von Reichstadt in die allbesiegende Gewalt der reizenden Despotin mit dem Rosenscepter, der Liebe, gerathen sein. Der Ehrgeiz und der Kummer wurden rasch von ihr in die Flucht geschlagen. Aus der dunklen Theaterloge strahlten bald ein paar helle Augen, die an der Glanzerscheinung Terpsichore's Lieblingstochter, Fanny Elsler mit irdischen Namen genannt, hafteten. Sie war am 23. Juni 1810 geboren, war also ein Jahr älter als der junge Herzog, indessen standen Beide im Zenith von Jugend, Schönheit und Glücksdurst.

Tänzerinnen, Schauspielerinnen und Sängerinnen, welche von den Weihrauchwolken des allgemeinen Beifalls getragen werden, erregen immer die stärksten Leidenschaften, weil etwas Berauschendes, Betäubendes, Aufregendes in ihrer Nähe weht, welches wie eine Ansteckung wirkt. Der mächtige Trieb der Eitelkeit wird durch die ewigen Beifallsbezeugungen geweckt und der Ehrgeiz findet sehr oft Befriedigung durch die ihm freilich weituntergeordnete Eitelkeit.

Die rasch auflodernde Neigung des Herzogs für Fanny Elsler läßt sich leicht erklären, wenn man

bedenkt, wie glücklich er sich fühlen mußte, endlich ein Gefühl kennen zu lernen, das seine innere Oede ausfüllte und verwandelte. Seine Geliebte war nicht nur durch ihre Schönheit ausgezeichnet, sie war auch eine Künstlerin ersten Ranges. Unter den oft übertriebenen Lobsprüchen, die über ihr Talent im Umlauf waren, sind einige werth hier angeführt zu werden: Gentz hat von ihr gesagt „sie tanzte Goethe" und der geistvolle Philosoph Rosenkranz in Königsberg schrieb bei Gelegenheit ihrer Kunstleistungen: „Das Ballet ist die Schönheit der gottgeschaffenen menschlichen Gestalt in ihrer Bewegung, es ist lebendig gewordene Plastik."

Fanny Elsler besaß aber noch außer ihrer Kunst und ihrer Schönheit eine Gabe, durch welche ihr die Gewalt über Männerherzen schon allein hätte verliehen werden können; es war der dämonische Reiz, den geistreiche Koketterie auszuüben vermag. Ihr Lehrmeister im Gebrauch dieser siegreichen Waffe war zugleich ihr Liebhaber gewesen, der geistreiche, verfeinerte Gentz, der sich rühmte, ihrer Erziehung den letzten Schliff gegeben zu haben. Er kannte wie kein anderer die Macht ihrer Reize; sein Verhältniß zu Fanny Elsler war sehr seltsam: halb intim, halb platonisch. Er schrieb darüber an seine

langjährige Freundin, Rahel von Varnhagen in Berlin: „Ihnen darf und muß ich gestehen, was ich gegen Andere bloß nicht geradezu ableugne, daß ich seit dem vorigen Winter eine Leidenschaft von größerer Stärke als irgend eine meines frühern Lebens in meiner Brust trage, daß diese Leidenschaft zwar zufällig entstanden, nachher aber von mir vorsätzlich genährt und gepflegt wurde. Sie werden erstaunen und erschrecken, wenn ich Ihnen sage, daß der Gegenstand dieser Leidenschaft ein schönes Mädchen ist, welches sechsundvierzig Jahre jünger als ich und noch obendrein eine Tänzerin ist. Ich muß nicht nur auf Ihre Gutmüthigkeit, sondern auch auf Ihre Toleranz rechnen, um nicht zu besorgen, daß Sie mich auf mein Geständniß dieser Art ohne Gnade und Barmherzigkeit verdammen. Wenn ich Ihnen aber versichere, daß der Umgang mit diesem Mädchen eine Fülle von Glückseligkeit, wie ich sie eigentlich nie gekannt habe, über mich ausgegossen hat — daß dieser Umgang das Gegengewicht mancher Sorgen, denen ich unfehlbar unterlegen wäre, das Erhaltungsprincip meiner Gemüthsheiterkeit, meiner Gesundheit und meines Lebens geworden ist — so werden Sie geneigt sein, mich zu entschuldigen, und mit Ihrer gewohnten aufgeklärten

Billigkeit zugeben, daß eine Person, die so auf mich wirken konnte, außer dem unendlichen Reiz, womit sie mich fesselt, einige Eigenschaften besitzen muß, die ein Verhältniß, wie das hier geschilderte, erklären —

Fanny hätte nur winken dürfen, um zehn Liebhaber zu ihren Füßen zu sehen, sie verschmähte sie alle und wählte mich. Ich hatte ihr nichts von alle dem zu bieten, was ein junges Mädchen und noch obendrein eine Theaterperson gewinnen konnte. Die aufgeklärten unter den gewöhnlichen Menschen meinen und sagen (denn mein Verhältniß mit ihr ist der Gegenstand zahlloser Gespräche in der hiesigen Gesellschaft), ich hätte sie bloß durch meine Beredsamkeit erobert. Dies wäre immer schon merkwürdig genug; aber es ist doch bei weitem nicht das Rechte: Ich habe sie einzig und allein durch die Zauberkraft meiner Liebe gewonnen! Als sie mich kennen lernte, wußte sie nicht, ahnte sie nicht, daß es eine solche mächtige Liebe gäbe — — — — —

Es versteht sich von selbst, daß ich mir nie einbildete (denn mein Verstand verläßt mich in der heftigsten Leidenschaft nicht), daß sie sich in mich *verlieben* könnte. Es war mir genug, ihr ein zwischen Freundschaft, Dankbarkeit und Liebe schwankendes Gefühl einzuflößen und es gelang mir denn

auch wirklich dies Gefühl dergestalt in ihr zu gründen und zu befestigen, daß es nach und nach ihre ganze Seele ausfüllte und schwerlich von irgend einem Andern verdrängt werden könnte — — —

Denken Sie sich die Seligkeit eines täglichen, durch nichts gestörten, Umgangs mit einer Person, an der Alles mich entzückt, in deren Augen, deren Hände, in deren einzelnen Reizen ich mich stundenlang vertiefen kann, deren Stimme mich bezaubert und mit der ich, wie mit der gelehrigsten Schülerin — ich erziehe sie mit väterlicher Sorge, sie ist mir zugleich Geliebte und ein treues Kind — die unerschöpflichsten Gespräche führe, worüber Sie manchmal erstaunen würden. Es ist eine wahre Anadyomene eben dem Meere entstiegen, um die Sterblichen zu beglücken."

So lauteten die Briefe des geistreichen aber thörichten Greises, die er als Empfehlungsbriefe seiner angebeteten Tänzerin mit nach Berlin gab. Fanny Elsler kam nämlich 1830 zuerst dorthin und erregte einen wahren Sturm von Enthusiasmus. Aehnliche Erfolge hatte die Tanzkunst noch nie gehabt. Neben Fanny glänzte auch ihre schöne Schwester Therese, die jedoch der Bühne sehr bald entführt wurde durch den Prinzen Adalbert von

Preußen. Sie ward später die morganatische Gemahlin desselben und erhielt den Namen einer Baronin von Barnim. Obwohl drei Jahr älter als der Prinz, hat sie ihn doch überlebt und ist als Wittwe wieder nach Wien zu ihrer berühmten Schwester gezogen.

Rahel, die warmherzige, allzu nachsichtige Freundin von Gentz, ging bereitwillig darauf ein, die Beschützerin seines reizenden Zöglings zu werden; sie lud die beiden Schwestern in ihre Gesellschaften ein und war bald ebenfalls ganz bezaubert von Fanny's Reizen. Bei einem Besuch, den sie den Schwestern sehr entgegenkommend in deren Gasthof abstattete, fand sie, daß Fanny auch ein hervorragendes Talent zu weiblichen Arbeiten besaß. Sie machte aus Draht, Blonden und Band die zierlichsten Ballaufsätze für sich und ihre Schwester. Sogar ihre Art, sich zu kleiden, war von ihrem persönlichen Zauber durchdrungen. Rahel sagte mit liebenswürdiger Selbsterkenntniß bei dieser Gelegenheit: „ich halte ungeheuer viel auf guten Anzug, gehe aber selbst schlecht einher.“

Die Kunstreisen von Fanny Elsler vermehrten ihren glänzenden Ruf als größte deutsche Tänzerin, aber sie gereichten ihrem alten Verehrer Gentz doch

zu grenzenlosem Schmerz der Eifersucht; er suchte nach Mitteln, um sie wieder längere Zeit in Wien zu fesseln und es ist zu vermuthen, daß er aus diesem Grunde auch das Verhältniß Fanny's zum Herzog von Reichstadt begünstigt hat. Daß ihn nur politische Motive dabei geleitet hätten, läßt sich nicht beweisen, obgleich es allgemein geglaubt worden ist.

Gentz hat sich nie darüber ausgesprochen, was er dachte über die Doppelrolle, die Fanny als Geliebte des Herzogs und als Freundin von Gentz spielte, aber daß er darunter gelitten hat, beweisen die Klagen in einem späteren Briefe an Rahel: „Es steigt aus dem Quell des Vergnügens ein bittrer Geschmack herauf, der unter Blumen uns ängstigt, sage ich mit dem Herzenskenner Lucrez und gestehe Ihnen, daß der Muth und die Lust mir fehlen, mehr auszusprechen."

Er schrieb dies kurze Zeit vor seinem Tode, der am 9. Juni 1832 stattfand.

Fanny Elsler verlor in demselben Jahre den Freund und auch den Geliebten; ihr Bündniß mit dem Herzog von Reichstadt hatte nur kurze Zeit gedauert. Die Stürme der Leidenschaft hatten das reizbare Nervensystem des jungen Mannes zu tief

erschüttert. Schon im April 1832 zeigten sich die ersten Symptome der Schwindsucht bei ihm und am 22. Juli desselben Jahres erlag er seinen Leiden im Schlosse zu Schönbrunn, wo sein Vater einst der Welt Gesetze dictirt hatte und seine Mutter sich in Glücksträumen gewiegt als stolze Kaiserbraut. Er starb einsam! Der Herzog von Reichstadt gehört zu den historischen Bildern, die man nicht ohne Rührung betrachten kann. Die Weihe des Unglücks und eines frühen Todes umgiebt ihn wie mit einem Trauerschleier. —

König Ludwig der Vierzehnte

und

die Wittwe Scarron.

Motto: Un amour noble et pur inspire plus d'envie que tous les honneurs, toutes les richesses et toutes les puissances de la terre.
(Général Castelnau.)

Von allen berühmten Liebespaaren ist der König Ludwig XIV. und die Wittwe Scarron eigentlich das merkwürdigste und seltsamste.

Ein Mann, noch in der Kraft der besten Jahre, verwöhnt durch alle Lebensgenüsse, verdorben durch Schmeichler, verblendet durch Schönheit und Jugend, vermag noch sich zu einer alternden Frau hinzuneigen und ihr eine reine, edle Liebe zu widmen! Alle Räthsel des Männerherzens sind lösbarer als dieses Liebesproblem im Leben des vierzehnten Ludwig!

Er war ein Märchenkönig an Glück und Glanz; geboren als Wunderkind nach fünfundzwanzigjähriger Ehe seiner Eltern, wurde er schon mit fünf Jahren der Erbe des schönsten, stolzesten Thrones von Europa. Frankreich stand damals an der Spitze der Culturbewegungen. Durch seine Königinnen, Maria von

Medici und Anna von Oestreich, erstere eine italienische, letztere eine spanische Prinzessin, war die Geistesblüthe dieser Nationen auch auf Frankreich übertragen worden und hatte dort befruchtend gewirkt. Ueberhaupt ist es weiblichem Einflusse zu verdanken, daß der französische Geist sich glänzend entwickelte. Die Frauen und die Dichter hatten sich in dem berühmten Hôtel Rambouillet vereinigt um eine Art Geistesschule zu gründen, welche den klugen Staatslenker, den Cardinal Richelieu, auf den Gedanken brachte, eine Akademie der Wissenschaften in Paris zu stiften. Die Sorbonne besteht noch jetzt und gilt als eine geistige Autorität.

Die Damen des Hôtel Rambouillet, an ihrer Spitze die schöne Herzogin von Longueville, wirkten hauptsächlich durch den Zauber ihrer Rede; ihre Art zu plaudern, war ein geistiges Feuerwerk, dessen Funken weithin zündeten. Nicht nur die Literatur, sogar auch die Politik wurde davon bewegt.

Die Witzworte aus den Salons des Hôtel Rambouillet haben die Kriege der Fronde geschürt, welche mit ihren Stürmen die Regierung des kindlichen Königs beinah umstürzten. Seine Mutter und ihr Rathgeber, der Cardinal Mazarin, mußten den

königlichen Knaben durch eine Entführung retten und Frankreich, das eben noch in Deutschland beim westfälischen Frieden die Hauptrolle gespielt hatte, wäre fast seinen innern Streitigkeiten erlegen.

Aber der junge König ergriff noch rechtzeitig mit fester Hand die Zügel der Regierung und führte sein Land auf den Gipfel der Macht und des Glanzes zurück. Sein berühmtes Wort „l'état c'est moi!“ hat man ihm als Egoismus ausgelegt, er meinte damit aber wohl nur, daß der Staat und sein Herrscher Eins sein müßten.

Man nannte ihn bald allgemein den „Sonnenkönig“ le roi-soleil und betete ihn an. Er vereinigte allerdings alle Vorzüge und Glücksgüter der Erde in seiner Person; die größte irdische Machtstellung, Jugend und Schönheit. Sein Aeußeres war bezaubernd, dunkle Locken, ein regelmäßiges, blühendes Gesicht, eine hohe, kräftige Gestalt, ritterliche Gewandtheit, eine edle majestätische Haltung und feine liebenswürdige Manieren machten ihn unwiderstehlich.

Für weibliche Augen besaß er noch den Reiz, ein liebefähiges, rasch entflammtes Herz ihnen entgegen zu tragen.

In seiner ersten Jugendzeit schon hegte er eine

romantische Neigung für Maria Mancini, die Nichte des Cardinal Mazarin; er wollte sie sogar auf den Thron erheben durch eine legitime Ehe. Wer weiß, wie sich sein Charakter entwickelt haben würde, wenn er dieser ersten Herzensregung gefolgt wäre! Wahrscheinlich hätte er dann nicht die fleckenreiche Lebensgeschichte, die auf Frankreich und eigentlich auf alle Höfe Europa's so nachtheilig einwirkte.

Die Politik des Cardinal Mazarin war von seltener Uneigennützigkeit; er ordnete ihr seinen Familienstolz gänzlich unter. Anstatt dem Ehrgeiz zu fröhnen, seine Nichte zur Königin machen zu lassen, stemmte er sich mit aller Macht gegen dies Bündniß und verlangte von Ludwig dem Vierzehnten, daß er einer spanischen Prinzessin sich vermähle. Kaum zweiundzwanzig Jahr alt, mußte sich der König in der That hierzu entschließen.

Die Infantin Maria Theresia war reizlos und beschränkten Geistes, doch hat Ludwig sich immer ritterlich gegen sie benommen, freilich stand die Treue nicht auf seinem Ehestandsprogramm.

Louise de la Baume-Leblanc, die schöne Ehrendame seiner Schwägerin, Henriette von England, Herzogin von Orleans, erregte schon in dem ersten Jahre seiner Vermählung eine große Leidenschaft bei dem Könige.

Obgleich sie ihn anbetete, wollte sie doch nicht darein willigen, seine Geliebte zu werden und versuchte mehrmals, sich ihm durch die Flucht in ein Kloster zu entziehen. Ludwig ließ sich indessen dadurch nicht abschrecken und die schöne Geliebte wurde von ihm, nachdem sie gefallen war, zur Herzogin von Lavallière erhoben. Ihre zarte Gesundheit litt unter den Stürmen der Leidenschaft und Gewissensangst, sie beweinte fortwährend ihren Fall, blieb aber dennoch beinah zehn Jahr im Genuß des verbotenen Glücks und brachte vier Kinder zur Welt. Die Untreue des königlichen Geliebten war ihre härteste Strafe; er wendete sein flatterhaftes Herz der lebenslustigen, klugen und glänzenden Schönheit, der Marquise von Montespan zu.

Ungehindert konnte sich nun die Verlassene ins Kloster der Karmeliterinnen begeben; aus Louise de Lavallière wurde eine fromme Nonne, Louise de la Miséricorde! Sie schrieb sogar religiöse Betrachtungen und ihre Liebesleiden wurden in zahllosen Romanen verarbeitet. Bis auf die neusten Dichter ist die Begeisterung für ihre zarte Schönheit gekommen; Alfred de Musset hat ein sehr poetisches Bild von ihr entworfen in seinem Gedicht: „die rosenrothen Marmorstufen in Versailles“.

Bekanntlich führen diese vom Schlosse in den Park und der Dichter erzählt, daß einst die holde Königsgeliebte dort gestanden und Erdbeereis gegessen habe. Ludwig sagte zu ihr mit verführerischem Vorwurf, ihr Herz sei so kalt wie der rosige Marmor und das rosige Eis. Diese schönen Marmorstufen besang Alfred de Musset dann noch weiter und nannte alle die berühmten Menschen, welche dort wandelten. Einst hatte er auch heftig in die Kriegsposaune gegen Deutschland gestoßen — hätte er ahnen können, daß deutsche Sieger im Winterschnee von 1871 die rosigen Marmorstufen betreten würden! Und daß ein andrer Ludwig,*) schöner, geistvoller und tugendstrenger als der Vierzehnte, seine weltbewegende Idee eines neuen deutschen Kaiserthums in das Schloß von Versailles schleudern würde!

Nach dieser verzeihlichen Abschweifung kehren wir zu der Liebesgeschichte der Marquise von Montespan zurück. Sie war 1641 geboren und 1663 mit dem Marquis von Montespan verheirathet; sie stammte aus einer sehr angesehenen Familie; ihr Vater war Rochechouart, Herzog von Mortemart. Ihr Gemahl brachte sie bald nach ihrer Verheirathung

*) König Ludwig II. von Bayern.

an den Hof und erlangte eine Stelle als Ehrendame für sie. Dadurch wurde sie mit der Herzogin von Lavallière bekannt und faßte den Entschluß, dieselbe bei dem Könige zu verdrängen. Der pikante Contrast ihrer Schönheit mit den sanften Reizen der stets leidenden Lavallière, unterstützte sie wesentlich in ihren Plänen. Sie war gesund, heiter, witzig und strahlend schön; man hat sie die warme Mittagsonne genannt und die kühle Morgensonne verglich man mit der Lavallière. Als Abendsonne wurde dann später die Wittwe Scarron bezeichnet.

Unter dem Scheine der Freundschaft betrog die schlaue Marquise von Montespan die arglose Herzogin von Lavallière um die Liebe des Königs. Mehrere Jahre vergingen unter diesen Kämpfen bis endlich die Montespan siegte und öffentlich als „regierende" Geliebte des Königs auftrat. Sie erhielt eine Reihe von Prunkgemächern im Tuilerienschloß und ebenfalls in Versailles; es wurde ein förmlicher Hofstaat für sie eingerichtet. Der König schenkte ihr Clugny und andere große Besitzungen. Der Marquis von Montespan, ihr Gemahl, wollte sich durchaus nicht gutwillig in die erniedrigende Erhebung seiner Gattin zur königlichen Maitresse

fügen. Ein lettre de cachet, ein Königsbefehl, wodurch Ludwig XIV. zuerst die französische Regierungsgewalt mißbrauchte, brachte ihn in die Bastille und verbannte ihn später nach Guyenne. Seinen einzigen Sohn mußte er der treulosen Gattin überlassen; der König ernannte denselben später zum Herzog von Antin.

Die Marquise von Montespan umgab anfangs die Kinder, welche sie dem Könige gebar, mit dem Schleier des Geheimnisses; später erhielten sie freilich Herzogstitel und wurden öffentlich legitimirt, ja sogar als successionsfähig erklärt.

Um die Kinder nicht bei sich haben zu müssen und sie doch in gute Obhut zu geben, war der Marquise eine besonders zuverlässige Erzieherin nothwendig und sie suchte eifrig nach einer solchen. Im Hause der Marschallin d'Albret lernte sie die Wittwe des berühmten Dichters und Satyrikers Scarron kennen und hatte Gelegenheit, derselben einen großen Dienst zu erzeigen, nämlich ihr die Weiterzahlung eines Jahrgehaltes auszuwirken, welches die Königin-Mutter ihr einst bewilligt und Ludwig der Vierzehnte mehrmals abgeschlagen hatte. Es war nicht viel, aber es genügte dem bescheidenen Sinn der Wittwe Scarron; sie miethete sich in

einem Kloster ein und lebte dort in Zurückgezogenheit, ging aber doch zuweilen in das Haus der Marschallin d'Albret, der Marquise von Sevigné, und zu ihrer Wohlthäterin, der Marquise von Montespan, um sich immer wieder für das errungene Jahrgehalt zu bedanken. Ihr ernstes, sinniges, sanftes und zurückhaltendes Benehmen flößte der Königsgeliebten Vertrauen ein. Eines Tages trat dieselbe mit dem Antrage hervor, sie möge die Erziehung der natürlichen Sprößlinge des Königs übernehmen.

Daß die Wittwe Scarron sich rasch und ohne Bedenken entschloß, dieses schwierige Amt zu übernehmen, lag wohl in den besondern Verhältnissen ihres Lebens und bevor wir fortfahren in unserer Erzählung, ist es wohl erforderlich einige Rückblicke auf dieselben zu werfen.

Die meisten historischen Frauen haben eine romantische Seite im Buche ihres Lebens; man schreibt gewissermaßen immer einen historischen Roman, wenn man ihre Lebensgeschichte erzählen will; aber die Wittwe Scarron war eine Ausnahme von dieser Regel, ihr Herz hat nichts erlebt und hat nie ihre weibliche Würde in Gefahr gebracht.

Die beiden Klippen des weiblichen Lebens, Schön-

heit und Armuth, hätten sehr leicht gefährlich für sie werden können, aber sie wußte sie sicher zu umschiffen und klug zu benutzen. Sie schuf aus ihnen den Untergrund ihres fabelhaften Emporkommens. Auch ohne eigentliche Herzensgeschichte gestaltete sich ihr Leben zu dem buntesten Roman.

Die Wittwe Scarron hieß mit ihrem Mädchennamen, Franziska d'Aubigné; sie entstammte einer vornehmen Familie. Ihr Großvater Theodor Agrippa d'Aubigné war sogar als Feldherr und als eifriger Vertheidiger des Protestantismus berühmt geworden. Ihre Mutter war ein Fräulein von Cardillac; ihr Vater brachte indessen das ansehnliche Vermögen derselben durch, und führte ein wüstes Leben. In Folge dessen wurde er eingekerkert; seine junge Gemahlin theilte sein Gefängniß und hat ihm dort mehrere Kinder geboren, nämlich auf dem festen Schlosse Niort in Poitou. Das älteste war Franziska, die am 27. November 1635 das Licht der Welt erblickte. Als ihre Taufpathen sind Franz Herzog von Larochefoucauld und Susanne von Baudéan, die Tochter des Gouverneurs von Niort angegeben. Letztere wurde später Herzogin von Novailles und Beschützerin der jungen Franziska.

Die Eltern der Letzteren siedelten einige Jahre

nach Franziska's Geburt nach der Insel Martinique über und gewannen dort sehr bald ein kleines Vermögen. Durch die Verschwendung und Spielwuth des Herrn d'Aubigné ging es indessen wieder verloren; er starb, seine Familie in der bittersten Armuth hinterlassend. Die Wittwe kehrte mit ihren Kindern nach Frankreich zurück und übergab die kleine Franziska einer Tante zur Erziehung; dieselbe war eine eifrige Protestantin und unterwarf das Kind einer sehr strengen Erziehungsweise. Man sagt, daß sich hieraus die große Abneigung Franziska's gegen den Protestantismus entwickelt habe.

Später kam sie in das Haus einer andern Tante, die eine eifrige Katholikin war und mit leichter Mühe das junge Mädchen zu ihrer Confession bekehrte.

Als fünfzehnjähriges Fräulein kam Franziska mit ihrer Tante, Frau von Neuillant, nach Paris, mußte aber dort viele Entbehrungen ertragen, angeblich weil die Tante geizig, wahrscheinlich aber, weil sie arm war. Das einzige Haus, wo Franziska zuweilen hingeführt wurde, um einige Geselligkeit zu genießen, war das des Dichters Paul Scarron. Er war durch seinen scharfen Witz und sein munteres Wesen in Paris bekannt und beliebt. Seine

satyrischen Gedichte hatten ihn berühmt gemacht; er stand sogar mit mehreren gekrönten Häuptern in Briefwechsel, namentlich mit der genialen Königin Christine von Schweden, welcher er auch seine Lustspiele widmete. Er schrieb ihr bei dieser Gelegenheit: — „wenn es einem kleinen Unglücklichen wie mir erlaubt ist, einer großen Königin Fragen vorzulegen, so erlaube ich mir diese: ist es Eurer Majestät nicht lästig, eine so große Herrscherin zu sein? Das außerordentliche Verdienst hat seine Unbequemlichkeiten und alle diese Widmungen, die wir bei Personen, die wir verherrlichen wollen, für Weihrauch ausgeben, sind nicht immer von gleichem Werthe."

Scarron nannte sich in diesem Briefe mit Recht einen kleinen Unglücklichen. Er war ein kränklicher Krüppel, nur der Kopf und die Hände waren gesund an ihm. Seine guten Einfälle wurden schnell berühmt in Paris und es gehörte zum Modeton, ihn zu besuchen, um sie weiter erzählen zu können; sie brachten ihm auch die nöthigen Geldmittel ein. Er ließ sie drucken und sein Verleger bezahlte ihn so gut, daß er denselben stets „sein Landgut" nannte, denn er hatte durch ihn so viele Einkünfte, wie sie manchem großen Gutsbesitzer nicht zu Gebote standen.

Außerdem erhielt Scarron auch noch ein Jahrgehalt von der Königin-Mutter wegen seines leidenden Zustandes. Er unterschrieb sich deshalb oft scherzweise: „Scarron, von Gottes Gnaden Kranker der Königin."

Er machte ohne Kosten ein großes Haus, denn er bewirthete seine Gäste nur mit seinem Geiste, dessen Feinheit und Schärfe besonders der vornehmen Welt imponirte.

Der Marschall d'Albret, der Marquis von Sevigné, der Herzog von Vivonne, der Herzog von Larochefoucauld, der berühmte Verfasser der „Maximen", der Geliebte der schönen Herzogin von Longueville und der Freund der geistreichen Gräfin Lafayette, waren Stammgäste bei Scarron. Aber auch Damen sah er bei sich; freilich waren Marion Delorme und Ninon de l'Enclos unter ihnen!

Diese beiden berühmten Courtisanen wußten sich das Ansehen zu geben als schätzten sie den Geist höher wie Geld und Gut; es gelang ihnen dadurch, die Verdammungsurtheile der tugendhaften Frauen zu mildern. Sogar die Marquise von Sevigné spricht in dem Briefwechsel mit ihrer tugendstrengen Tochter, der Gräfin von Grignan, manches Lob über Marion und Ninon aus.

Die schöne, junge Franziska d'Aubigné mit ihrer frommen Tante, erregte in dieser weltlichen Gesellschaft natürlicherweise viel Aufsehen. Man nannte sie „die Indianerin" weil sie als Kind mit ihren Eltern auf den Antillen gelebt hatte und huldigte ihrer fremdartigen Erscheinung. Sie war ein liebenswürdiger Neuling in der französischen Hauptstadt und lief Gefahr, darin unterzugehen. Aber trotz ihrer Jugend fand sie in ihrer Tugend eine starke Schutzwehr. Man erkannte sehr bald, daß sie im Besitz eines ruhigen und charakterfesten Sinnes war.

Die Hilflosigkeit ihrer Lage flößte dem gutherzigen Witzbold Scarron großes Mitleid ein. Er sagte eines Tages zu ihr: „Liebes Kind, es gibt kein anderes Mittel, Ihre Existenz zu sichern als das Kloster oder eine Heirath mit mir, wählen Sie!"

Das junge Mädchen entschloß sich ziemlich rasch die Hand des Krüppels anzunehmen, und scheint es nie bereut zu haben. Im Gegentheil, sie hat stets mit Hochachtung und Dankbarkeit von ihm gesprochen; sie lobte besonders die Milde seines Herzens, welche durch die Schärfe seines Geistes keineswegs beeinträchtigt aber selten anerkannt wurde.

Scarron sagte von seiner jungen Frau, „sie

benutzt ihren großen Verstand nur, um Andere zu unterhalten und um sich beliebt zu machen."

In diesen wenigen Worten liegt das Geheimniß der weiblichen Kunst, Männer und — Könige zu beherrschen, welche die Wittwe Scarron so meisterhaft verstand!

Als der Ehecontract des ungleichen Paares aufgesetzt wurde, fragte der Notar nach der Mitgift der Braut, Scarron antwortete ohne sich zu besinnen: „sie besitzt nur zwanzig Thaler, aber zwei verführerische Augen, zwei reizende schmale Hände, einen schönen Leib und einen reichen Geist."

Und Sie, was geben Sie Ihrer Braut? fragte der lächelnde Notar.

„Nur meinen Namen, aber damit die Unsterblichkeit!" rief Scarron stolz aus. Die kurze Zeit seiner Ehe benutzte der geistvolle Dichter jedoch dazu, ihr noch sehr viel Anderes zu geben; er brachte ihr Kenntnisse aller Art bei, er war ihr ein liebevoller Lehrmeister und legte dadurch den Grund zu der Machtstellung, die sie später einnahm. Er starb schon 1660 und hinterließ sie in ebenso drückender Noth wie vor ihrer Heirath. Man rieth ihr, bei der Königin-Mutter um die Weiterzahlung von Scarron's Pension zu bitten; sie erreichte dies

bescheidene Glück und zog sich gegen Kostgeld in ein Kloster zurück, was sie jedoch nicht hinderte, in der Welt zu leben und ihre vornehmen Freundinnen bei sich zu empfangen.

Die Wittwe Scarron wurde von Zeitgenossen damals folgendermaßen geschildert: „sie war etwa fünfundzwanzig Jahre alt, ihre Gestalt zeichnete sich durch imponirende Größe und anmuthige Fülle aus; ihre Haut war glatt und frisch, das Haar hatte eine hellbraune, sehr glänzende Farbe. Die Nase war wohlgeformt, wenn auch etwas zu groß, vom Munde konnte man dasselbe sagen. Ihr ganzes Wesen war sanft, bescheiden, heiter, lebhaft und doch voll Würde. Das Herrlichste aber waren ihre Augen: schwarz und glanzvoll, wechselte der Ausdruck von sanfter Trauer mit geistreichem Blitzen auf eine bezaubernde Weise darin ab.“

Die Blume dieser Schönheit verblühte ohne von einem liebenden Auge bewundert zu werden; mehr als zehn Jahre verlebte die junge Wittwe in der Einsamkeit der Klostermauern. Als sie später auf dem Gipfel des Glücks und Glanzes den Hof des mächtigsten Königs beherrschte, hat sie oft erklärt, daß jene zehn Jahre der Jugend, trotz aller

Entbehrungen, die glücklichste Zeit ihres Lebens ausgemacht hätten.

Indessen verlor sie abermals ihre kleine Pension und sah sich gezwungen, als Bittstellerin um ihre Wiederverleihung dem König Ludwig zu nahen. Er benahm sich nicht so großmüthig als sie erwartet hatte, — ihr Gesuch wurde wiederholt abschläglich beschieden.

Auf den Rath der Marschallin d'Albret entschloß sie sich endlich, die Fürsprache der allmächtigen Königsgeliebten, der Marquise von Montespan zu erflehen. Dieselbe übernahm es bereitwillig, das Gesuch noch einmal dem Könige vorzulegen. Aergerlich rief er: „ah, immer wieder diese langweilige Wittwe Scarron!"

Indessen befahl er, die gewünschte Pension weiter zu zahlen. Aus Dankbarkeit dafür erschien die Empfängerin nun häufig in den Vorzimmern der Marquise von Montespan und wußte derselben so viel Vertrauen einzuflößen, daß ihr die Sprößlinge aus dem Verhältniß des Königs mit der Montespan übergeben wurden, um sie in der Verborgenheit zu erziehen. Das älteste Kind, ein Knabe, nachher Herzog von Maine, war der Liebling seines königlichen Vaters. Die Wittwe Scarron war klug

genug, diesem Kinde eine ganz besondere Sorgfalt zu widmen, was allerdings auch durch die Kränklichkeit desselben geboten war. Ihr Lohn bestand hauptsächlich in der großen Zärtlichkeit des Knaben, später gesellte sich die dankbare Verehrung des Königs dazu. Anfangs hatte ihm die Wittwe Scarron mißfallen; seine Geliebte mußte viel Mühe aufwenden, um ihn mit ihrer Wahl einer Erzieherin auszusöhnen. Aber bald überwand die sanfte kluge Zurückhaltung derselben alle Vorurtheile und die Marquise von Montespan fing an einzusehen, daß sie sich eine gefährliche Nebenbuhlerin in den Herzen ihrer Kinder und ihres Geliebten geschaffen habe, als sie die Wittwe Scarron bei sich aufnahm. Sie machte sehr bald Versuche, dieselbe wieder vom Hofe zu entfernen, aber sie mißlangen sämmtlich. Einmal wollte sie sogar durch eine gute Heirath sich von der Wittwe Scarron befreien, ein alter Herzog von Estissac war auch bereit, ihr diesen Dienst zu leisten. Aber der König gerieth in heftigen Zorn über diesen Plan; man glaubt, daß die Wittwe Scarron sich bei ihm über denselben beklagt habe. Er befahl dem Minister Colbert, ihr zweimal hunderttausend Livres in seinem Namen als Belohnung für ihre Mühen um die königlichen Kinder aus-

zahlen zu lassen und verordnete, daß ihr eine Reihe von Zimmern neben denen der Marquise von Montespan eingerichtet würden.

Die Wittwe Scarron besaß die weise Sparsamkeit, die große Geldsumme sicher anzulegen; sie ließ die Herrschaft Maintenon, ein herrliches Schloßgut in der Nähe von Versailles, für sich ankaufen. Als dies Factum bekannt und vielfach besprochen wurde, sagte der König: „ich finde, daß Frau von Maintenon einen sehr klugen Kauf gemacht hat."

Alles horchte auf; dies Wort galt mit Recht für eine Erhebung in den Adelstand, die „Wittwe Scarron" hatte also aufgehört zu existiren und die Marquise von Maintenon gewann eine große Bedeutung.

Ihr Einfluß auf den König ließ sich nicht mehr wegleugnen; sie veranlaßte ihn augenscheinlich, über sein sündenreiches Leben nachzudenken. Auch sein Benehmen gegen die Marquise von Montespan änderte sich, wahrscheinlich in Folge der Rathschläge, welche ihm die Erzieherin seiner Kinder ertheilte. Er dachte sogar ernstlich daran, sich mit der Königin zu versöhnen und die Marquise zu entlassen; auf einige Zeit verließ dieselbe auch wirklich den Hof.

Aber sie kam bald zurück und der Leichtsinn des Königs ging so weit, daß er neben ihr noch mehrere andere anstößige Verbindungen anknüpfte. Die schöne eitle Herzogin von Fontanges und die Gräfin Ludre besaßen offenkundig seine Gunst.

Frau von Maintenon behauptete aber dennoch ihre bisherige Stellung als seine Freundin und Rathgeberin, obwohl sie es gewiß tief empfand, daß er unverbesserlich war. Sie blieb auch mit der Marquise von Montespan in freundlichen Beziehungen und lud dieselbe häufig zu sich nach Maintenon ein.

Dort sagte die Montespan einmal zur Maintenon im Zorn: „der König hat jetzt drei Geliebte; ich bin es dem Namen nach, die Fontanges ist es in der That und Sie gehen ihm über Alles.“

Mit welchem heimlichen Triumph mußte dies Geständniß die ehemalige Wittwe Scarron erfüllen! Sie mußte sich sagen, daß der Ausspruch viel Wahrheit enthielt. Der König besuchte sie regelmäßig und schien jedesmal von ihrer Unterhaltung neu bezaubert zu sein; seine Kinder waren immer bei ihr und gaben dem Zusammensein etwas Familienhaftes, Beglückendes, wie er es nirgends sonst fand. Am reizvollsten aber waren ihre Briefe für ihn; sie

schrieb ihm immer lange Berichte, wenn sie mit den königlichen Sprößlingen Badereisen machte oder wenn der König bei der Armee sich aufhielt.

Es war damals das Zeitalter der „schönen Briefe", die Marquise von Sevigné hatte die geschriebene Plauderei in die Mode gebracht. Die Briefe an ihre Tochter, die Gräfin von Grignan, welche später eine so große literar-historische Berühmtheit erlangten, wurden damals in allen Gesellschaften herumgezeigt und bewundert. Frau von Maintenon war mit der Sevigné nahe befreundet und es ist sehr natürlich, daß sie ebenfalls den Ehrgeiz empfand, schöne Briefe zu verfassen und den König damit zu bezaubern. Später sind Auszüge aus denselben im Druck erschienen und Napoleon erklärte in St. Helena, daß die Maintenon geistreichere Briefe als die Sevigné geschrieben hätte.

Das Gefühl des Königs für Frau von Maintenon nahm mehr und mehr den Charakter einer Leidenschaft an, die allerdings dauerhafter wie seine früheren Neigungen werden mußte, da sie auf die Allmacht der Gewohnheit sich gründete. Er bewies die Ausschließlichkeit seiner Empfindung dadurch, daß die schöne Fontanges ihm gleichgültig wurde. Er überhäufte sie zwar noch mit goldenen Gaben,

weshalb sie am Hofe den Beinamen Danae erhielt, aber sie wollte außerdem noch sein Herz besitzen und als er es ihr entzog, grämte sie sich fast zu Tode. In einem Briefe der Frau von Sevigné vom 17. Juli 1680 wird die Abreise der kranken Herzogin von Fontanges beschrieben: „sie fuhr in einem acht-spännigen Wagen, gefolgt von drei sechsspännigen, aber was hilft ihr alle Pracht, sie ist blaß wie der Tod und verlangt nichts als das Herz des Königs, welches sie nun einmal nicht mehr hat.“

Diese Untreue des Königs war um so grausamer, als die junge Herzogin ein Kind von ihm unter dem Herzen trug; sie starb, kaum zwanzig Jahre alt, nachdem sie es todt zur Welt gebracht hatte.

Ihr Tod erschütterte den König indessen auf's Tiefste und als er Trost bei Frau von Maintenon suchte, war sie ihm keineswegs eine nachsichtige Freundin; sie zeigte ihm mit unerbittlicher Strenge die Größe seiner Sündenschuld und erweckte die Gefühle der Reue und Buße in seiner Seele. Er wendete sich indessen nicht von der strengen Freundin ab, sondern schien ihr mehr als jemals zugethan zu sein, ja er kam sogar gegen ihren ausdrücklichen Wunsch zu ihr. Sie verlangte oft, ihre Stelle niederlegen zu dürfen, denn sie fand mit Recht, daß es zu

schwierig sei, als Freundin des Königs, der Geliebten des Königs gegenüber zu stehen und doch wollte sie nichts gegen Frau von Montespan sagen, die ihre Wohlthäterin gewesen und immer die Mutter ihrer geliebten Zöglinge blieb. Diese edelmüthige Ansicht erregte die Bewunderung des Königs nur noch mehr. Er überhäufte Frau von Maintenon mit Auszeichnungen; der Hof folgte seinem Beispiel, sogar die Königin bewies ihr die herzlichste Hochachtung. Frau von Sevigné sagt in ihren Briefen, die gewissermaßen als eine Chronik des Hoflebens unter Ludwig dem Vierzehnten zu betrachten sind: „Der König beweiset der Frau von Maintenon die größte Hochachtung, man sieht, wie sehr ihn ihre geistreiche Unterhaltung bezaubert; sie führt ihn in eine neue bessere Welt, in die Regionen der Freundschaft, die er früher nicht kannte."

Ludwig war ursprünglich eine edle Natur, sonst hätte er sich nicht zu dieser idealen Empfindungsweise erheben können, nachdem er so lange versunken war im Abgrund der Sünde. Er liebte eine Frau, die ihm fortwährend Bußpredigten hielt und ihn mit Vorwürfen quälte. Wenn sie auch noch schön war, so zählte sie doch mehr Jahre als er, und gerade in seinem Alter, achtundvierzig, neigen sich

die meisten Männer der grünsten Jugend zu. Es war also ein Beweis, daß das geistige Element die Oberhand in ihm gewonnen hatte, als er so energisch an seiner inneren Umkehr arbeitete und sein Seelenheil allen Genüssen, durch die er verwöhnt war, vorzog. Ohne die tugendhafte Festigkeit der Frau von Maintenon wären vielleicht seine guten Vorsätze nicht haltbar gewesen, und die alte Sündenschwäche hätte sich leicht wieder einschleichen und das edle Verhältniß zwischen ihm und ihr herabwürdigen können. Es ist bewundernswerth, daß diese Frau so viele Jahre die Herrschaft über den König behauptete, ohne sich etwas zu vergeben; sie hat unstreitig das Verdienst gehabt, ihn vor den Verirrungen zu behüten, die seinem Nachfolger, dem fünfzehnten Ludwig und seinem Reich den Untergang bereiteten.

Die fromme Königin, die Gemahlin Ludwigs XIV., wußte es der Frau von Maintenon besonders Dank, daß sie ihn der Kirche und ihr wieder in die Arme geführt hatte, besonders aber auch, weil sie die herrschsüchtige, stolze Marquise von Montespan überwunden und beseitigt hatte. Sogar die Königin war gezwungen gewesen, derselben Ehrenbezeugungen zu erweisen und ihre verhaßten Besuche zu empfangen.

Bei dem Tode der schönen Fontanges war die eifersüchtige Montespan so unvorsichtig gewesen, dem Könige ihre boshafte Freude unverholen zu zeigen, worüber er außer sich gerieth und einen lebhaften Widerwillen gegen seine einstige Geliebte empfand.

Frau von Maintenon wußte dies gut zu benutzen, um ihn aus den Banden seines langjährigen Verhältnisses zu befreien. Der König befolgte so genau ihre Rathschläge, daß er die Montespan nur noch am Hofe mit äußern Ehren behandelte, sie aber nie mehr allein sah. Wie mußte sie die Frau hassen, die einstmals ihre Untergebene, die arme Wittwe Scarron gewesen war und nun ihre Nebenbuhlerin oder vielmehr ihre Beherrscherin geworden war! Sie verfolgte dieselbe auch mit den schwärzesten Verleumdungen und beschuldigte sie der Sittenlosigkeit, in der Ninon de l'Enclos selbst sie unterrichtet haben sollte. Auch ihre Frömmigkeit suchte sie als Heuchelei zu verdächtigen.

Die Verleumdungen schadeten indessen der Marquise von Maintenon nicht, ihr Stern war zu sehr im Steigen, auch wußte man zu genau, wie ernst sie es mit der Tugend und Frömmigkeit meinte. Mit Ninon de l'Enclos war sie allerdings als

Wittwe Scarron bekannt gewesen, aber man wußte, daß dieselbe es für unmöglich erklärt hatte, sie zu verderben.

Die Königin selbst zeichnete die Marquise von Maintenon durch ihre Freundschaft aus; sie wurde sogar von den Ministern in Regierungsgeschäften um Rath gefragt. Ihre Stellung als Erzieherin der legitimirten königlichen Kinder, war ebenso achtungswerth als befestigt; aber es wurde ihr auch noch eine der höchsten Ehrenstellen verliehen. Ludwig ernannte sie zur dame d'atour bei der Dauphine, einer geborenen Prinzessin von Bayern.

Sie sollte freilich zu noch höheren Ehren emporsteigen. Im Jahre 1683 starb plötzlich die Königin von Frankreich und man war gleich überzeugt, daß sie den Platz derselben einnehmen würde.

Die Marquise von Montespan sah diese Gefahr ebenfalls ein; sie bestürmte den verwittweten König mit zärtlichen Briefen um sein Herz wiederzugewinnen. Aber er gab diese Briefe grausamerweise der Frau von Maintenon mit dem Befehl dieselben zu beantworten! Deutlicher konnte die Abweisung der ehemaligen Geliebten nicht sein.

Indessen trat Frau von Maintenon dem Könige nicht näher, sondern hielt streng an einem etiketten-

mäßigen Verkehr, wenn sie auch fortfuhr sich als seine politische Egeria zu geberden. Die Erfolge, welche sie ihm auf diese Weise verschaffte, waren allerdings ganz geeignet, ihn noch mehr an die merkwürdige Frau zu fesseln. So ist es wohl ziemlich unzweifelhaft, daß sie den Plan entworfen hatte, durch welchen der Minister Louvois Straßburg, die „wunderschöne Stadt“, wie man damals sang, von Deutschland losreißen konnte.

Später hat sie freilich durch ihre Einwirkung auf den Widerruf des Edictes von Nantes, Frankreichs Lage nicht verbessert. Ebenso ist der spanische Erbfolgekrieg durch ihre Rathschläge zum Nachtheil für Ludwigs Ruhm geworden. Doch soll die politische Bedeutung der Maintenon hier nicht näher erörtert werden, nur ihrer Herzensgeschichte mit Ludwig dem Vierzehnten sind diese Blätter gewidmet.

Einige Monate nach dem Tode der Königin, trat ein Ereigniß ein, welches die Etikette für einige Zeit beseitigen und eine größere Intimität zwischen dem König und seiner Freundin herbeiführen mußte. Er stürzte auf der Jagd mit dem Pferde und erlitt einen sehr gefährlichen Armbruch. Auf seinen ausdrücklichen Wunsch übernahm Frau von Maintenon

das Amt einer Krankenpflegerin; sie blieb Nacht und Tag an seinem Schmerzenslager sitzen und es ist wohl sehr wahrscheinlich, daß sich hier das Herzensbündniß geschlossen hat, welches eine europäische Berühmtheit erlangte.

Frau von Maintenon versicherte später, daß sie dem Könige dringend zu einer ebenbürtigen Wiedervermählung zugeredet hätte, aber seiner achtungsvollen Liebeswerbung endlich nachgab. Die Trauung geschah heimlich um Mitternacht (1685) vor dem Betpult des Königs; der Erzbischof von Paris, Graf Harlay, und der Beichtvater, Pater Lachaise, vollzogen den heiligen Akt. Der Minister Louvois und der Kammerherr von Montchevreuil waren Trauzeugen. Tief verschleiert erschien die Königsbraut; unter Thränen und Gebeten ließ sich das berühmte Liebespaar trauen, das nach so langer Prüfung wohl sagen konnte „notre amour est noble et pur“, wie es in einem Briefe der Frau von Maintenon an ihre Freundin, die Prinzessin Ursini*) heißt.

*) Siehe: Schöne Geister und schöne Seelen oder Denkmale der Freundschaft berühmter Männer und Frauen. Leipzig bei Günther.

Ludwig war erst achtundvierzig Jahr alt, seine morganatische Gemahlin schon fünfzig; doch konnte sie noch für schön gelten, namentlich bewahrte ihre Gestalt bis in das späteste Alter einen hohen Grad von Grazie und Würde. Sie wurde am Hofe wie eine Königin gefeiert, aber sie verlangte nicht öffentlich als solche behandelt zu werden. Es genügte ihr, hinter dem durchsichtigen Schleier eines öffentlichen Geheimnisses ihr wunderbares Schicksal und ihre erhabene Größe bewundern zu lassen. Sie schrieb für ihre Erziehungsanstalt in St. Cyr einst eine Art Biographie nieder, in der sie sagt: „Ich wollte von Niemandem ins Besondere geliebt werden, sondern von Allen; ich wünschte, daß mein Name überall mit Achtung und Bewunderung genannt würde, daß ich eine schöne Rolle in der Welt spielen könnte, und besonders, daß ich von allen guten Menschen gelobt würde. Ich trachtete nach Ehre, das war mein Ideal von Glück."

Ludwig der Vierzehnte lebte beinah dreißig Jahre in dieser Verbindung, er starb erst 1715. Frau von Maintenon überlebte ihn nur um wenige Jahre und erlebte noch den Schmerz, daß ihr Todfeind, der unmoralische Herzog von Orleans, Regent wurde und ihr Lieblingszögling, der tugendhafte

Herzog von Maine, zum Unglück Frankreichs verbannt wurde.

Gewiß würde Ludwig XV. ein Andrer geworden sein, wenn seine Erziehung nach der Bestimmung seines Urgroßvaters, Ludwig des Vierzehnten, durch den Herzog von Maine geleitet worden wäre. Aber eine der ersten Regierungsmaßregeln des Regenten war die Vernichtung des königlichen Testaments. —

Druck von Bonde & Dietrich in Altenburg.

Verlag
von
Bernhard Schlicke
in
Leipzig.

Druck von Bonde & Dietrich in Altenburg.